



*In diesem Jahr ist das 200-jährige Gründungsjubiläum von Katzbach. Eine Serie im Mitteilungsblatt feiert das Ereignis.
Bild: Blick vom Friedhof auf Katzbach im Jahr 2009, Foto: U. Derwenskus. Zum Bericht auf Seite 3.*

AUS DEM INHALT:

Alida Schielke-Brenner

Seite 8

Di Mame-Loschn

Seite 6

„Halupsi!“ – Als wir Duft erbten

Seite 15

Die Umsiedlungsliste des Dorfes
Wischniowka in Bessarabien vom Jahr 1940 Seite 8

Weihnachtsgeschenke für Hirtenheim

Seite 22

INHALT:

GESCHICHTE UND KULTUR

- 200-jähriges Gründungsjahr von Katzbach (heute Luzhanka) in Südbessarabien im Jahr 2021 – Teil I 3
- Di Mame-Loschn 6
- Wichtige Arbeitsgeräte beim Schlachten..... 7
- Die Umsiedlungsliste des Dorfes Wischniowka in Bessarabien vom Jahr 1940 8

DOBRUDSCHADEUTSCHE

- Alida Schielke-Brenner..... 8
- Gedicht: Nur a Mutter 8
- Die Koch-Familien-Geschichte in Kanada und in Deutschland – Teil 2..... 10

BILDER DES MONATS FEBRUAR 2021..... 9

ERINNERUNGEN

- Der Freundeskreis Tärutinoer Mädchen- und Knaben-Gymnasien..... 12
- Der Auszug meiner Vorfahren aus Deutschland 13

- „Halupsi!“ – Als wir Duft erbten..... 15
- Ein Bessaraber aus Santa Barbara in Kalifornien – Teil 3a..... 17

BESSARABIEN HEUTE

- Die Mühle in Fürstenfeld..... 19
- Ukraine aktuell 19

KIRCHLICHES LEBEN

- „Für das Leben der Welt“ – Eine neue Sozialethik der Orthodoxen Kirche..... 20
- Der Monatsspruch Februar 2021 21

KONTAKTE ZUR FRÜHEREN HEIMAT

- Weihnachtsgeschenke für Hirtenheim 22

SPENDEN 22

FAMILIENANZEIGEN / IMPRESSUM 23–24

TERMINE 2021

Liebe Leser, wissen Sie von einer interessanten Ausstellung, Aktion in sozialen Netzwerken oder ähnlichem? Lassen Sie es uns gerne wissen und andere Leser teilhaben!

- 12.–16.05.2021 Ökumenischer Kirchentag in Frankfurt/Main und digital
- 29.05.2021 Kulturtag im Heimathaus in Stuttgart zum Thema „Karl Rüb“
- 25.09.2021 Gedenktag der Verschwundenen Umsiedler im Heimathaus in Stuttgart
- 16.10.2021 Kulturtag im Heimathaus in Stuttgart zum Thema „Deutsche, Juden und andere Völker in Bessarabien“
- 12.–14.11.2021 Herbsttagung in Bad Sachsa zum Thema: „Umgang mit Armut und Behinderung, Witwen und Waisen in Bessarabien“



Die Geschäftszeiten des Bessarabiendeutschen Vereins

Hauptgeschäftsstelle in Stuttgart:

Mo – Fr: 10.00 – 12.15 Uhr und 13.15 – 17.00 Uhr
Tel. 0711/440077-0, Fax 0711/440077-20

Öffnungszeiten des Heimatmuseums:

Montag bis Freitag, jeweils 10.00 – 17.00 Uhr,
an Wochenenden für Gruppen nach
telefonischer Vereinbarung

Wir freuen uns über Einsendungen unserer Leser, Artikel ebenso wie Leserbriefe. Leserbriefe geben die Meinung der Leser wieder, nicht die der Redaktion. Kürzungen müssen wir uns vorbehalten. Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

IHRE REDAKTION.

Die nächste Ausgabe des Mitteilungsblattes erscheint am 4. März 2021

Redaktionsschluss für die März-Ausgabe ist am 15. Februar 2021

Redaktion: Anne Seemann
Im Auftrag des Bessarabiendeutschen Vereins e. V.

200-jähriges Gründungsjahr von Katzbach (heute Luzhanka) in Südbessarabien im Jahr 2021 – Teil I

ULRICH DERWENSKUS

Ich hatte geplant im März 2021 eine Jubiläumsfeier aus Anlass der 200-jährigen Gründung der Ortschaft Katzbach, heute Luzhanka, durchzuführen. Aufgrund der Coronalage und der ungewissen Zukunft diesbezüglich habe ich den bereits bestätigten Termin leider wieder absagen müssen. Damit das geschichtsträchtige Jubiläum der Gründung des Ortes nicht gänzlich in Vergessenheit gerät, möchte ich durch eine kleine Serie im Mitteilungsblatt daran erinnern.

Allgemeines

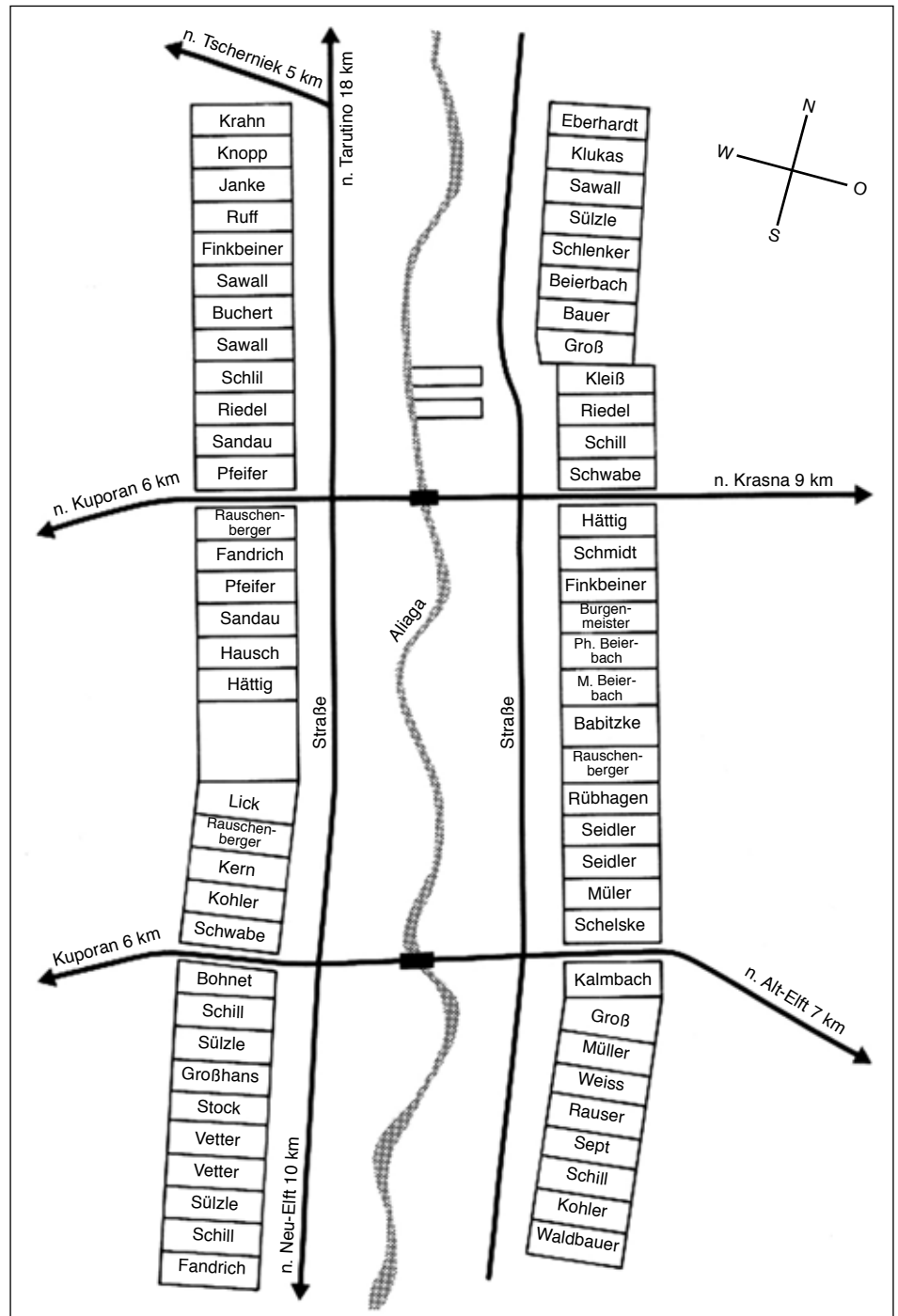
Wie uns bekannt ist, rief Zar Alexander I. aus Russland zu Beginn des 19. Jahrhunderts deutsche Kolonisten auf den zwei uns hinlänglich vertrauten Zuwanderungswegen nach Bessarabien.

Das Dorf Katzbach wurde neben den 13 bereits bestehenden deutschen Mutterkolonien im Jahr 1821 gegründet. Allerdings gab es laut Revisionsliste von 1835 bereits im Jahr 1816 nachweislich 34 Familien, die sich dort angesiedelt hatten. Ein großer Teil ist allerdings mit unbekanntem Ziel wieder abgewandert.

Katzbach, was für ein seltsamer Name für ein Dorf! Wo kommt der Name überhaupt her? Scherzhaft oder auch aus Missgunst verbreiteten Personen aus den umliegenden Dörfern gern die Posse, dass zur Gründungszeit in der Aliaga, dem kleinen Bach der das Dorf durchfließt, Unmengen von toten Katzen vorhanden waren. Das ist natürlich völlig aus der Luft gegriffen und man wollte die Katzbacher sicher damit necken, so wie es auch heute noch häufig zwischen Nachbarorten vorkommt.

Die Katzbach ist ein Nebenfluss der Oder in Schlesien. Aus Schlesien sollen auch Kolonisten gekommen und Katzbach mitbegründet haben. An der Katzbach in Schlesien hatte Napoleon im August 1813 eine empfindliche Niederlage beim Überschreiten des Flusses gegen die preußische Armee von General Blücher davongetragen. Wie so viele Orte in Bessarabien wurde also auch Katzbach nach dem Ort einer ruhmreichen Schlacht gegen Napoleon benannt.

Die Gründer von Katzbach setzten sich aus Landsleuten vorwiegend aus Baden und Württemberg zusammen, die zum größten Teil über Polen nach Bessarabien eingewandert waren und den Ort 1821 gründeten.



Namensverzeichnis und Lageskizze der ersten Ansiedlerhöfe in Katzbach

Zusammengestellt von: Friedrich Hauser

Diese sogenannten Warschauer Kolonisten, die sich zuvor im Wartheland niedergelassen und um die Stadt Lodz konzentriert hatten, wo eine ganze Kette von Schwabensiedlungen entstanden war, kamen von dort nach Bessarabien. Die Ortschaft Grömbach wird als Geburtsort vieler späterer Bessarabien-Kolonisten angezeigt. Von diesen Kolonisten wurden die Orte Wittenberg, Alt-Postal, Arzis, Brienne,

Katzbach und Plotzk, aber auch Beresina, Klöstitz, Borodino und Friedenstal gegründet.

In den Jahren 1821–1833 kamen noch 10 Familien aus den schon in Bessarabien bestehenden Orten Kulm, Wittenberg und Alt-Postal hinzu.

Im Jahr 1825, also kurz nach der Gründung des Ortes, zogen des Weiteren 19 evangelisch-lutherische Familien aus



Dorfansicht aus den 1930er Jahren

Foto: privat



Foto: Bess. Verein



Dorfstraße 1930er Jahre

Foto: Bess. Verein



Dorfstraße vom Oberdorf in Richtung Kirche 2017

Foto: U. Derwenskus



Dorfstraße vom Oberdorf in Richtung Kirche 2010

Foto: U. Derwenskus



Schule mit Kirche in deutscher Zeit

Foto: Bess. Verein

der katholischen Gemeinde Krasna nach Katzbach und siedelten sich dort an. Es gab in Krasna auf Grund der zwei unterschiedlichen Konfessionen Unstimmigkeiten, insbesondere wegen der unterschiedlichen Feiertage.

So sollen die katholischen Bewohner Krasnas an den evangelischen Kirchentagen wie z.B. Buß- und Bettag ihre Felder bestellt haben und die evangelischen Christen z.B. an Fronleichnam im Gegenzug sogar Mist auf ihren Acker gebracht haben. Man achtete also die Religion des anderen nicht in dem erforderlichen Maße. So kam es, dass den evangelischen Krasnaern die Möglichkeit geboten wurde, sich in dem neu gegründeten Dorf Katzbach anzusiedeln.

Meine Vorfahren großväterlicherseits gründeten zunächst 1814/15 Krasna mit und sind dann 1825 nach Katzbach übersiedelt.

Katzbach war ein rein evangelisches Dorf und die Religionszugehörigkeit spielte

dort eine sehr große Rolle für das Zusammenleben.

Übrigens soll das Verhältnis der Krasnaer und Katzbacher Bevölkerung untereinander während der gesamten Besiedlungszeit nicht das Beste gewesen sein.

Ich hörte von dem in Katzbach geborenen Heinrich Sawall, dass sich die jungen Leute der beiden Orte sogar an den Gemarkungsgrenzen trafen und dann prügelte man sich dort ziemlich heftig.

Ja, zwischen den Katzbachern und den Krasnaern herrschte wirklich eine eigenartige Beziehung. Es kursiert auch die Anekdote, dass während eines Gewitters ein Bauer aus Krasna an der Gemarkungsgrenze zu Katzbach Mist gefahren hatte. Er kam dabei an einem Bildstock vorbei, welche von Katholiken oft mit der Darstellung einer Marienfigur versehen sind und meistens ein kleines Dach zum Schutz gegen das Wetter besitzen. Just in diesem Moment schlug der Blitz genau in dieses

Dach und dem Spatz, der darunter sein Nest gebaut hatte, erging es schlecht.

Diese Begebenheit sah ein Dorfbewohner aus Katzbach und hatte nichts Besseres zu tun, als am nächsten Tag überall zu erzählen, dass der evangelische Herrgott doch der stärkere sei. Er habe gestern in den Bildstock der Katholiken nei 'gshlaga, dass'd Fedra gfloga sen.

Lage und Struktur des Dorfes

Das Dorf Katzbach gehört heute politisch zur Ukraine, heißt Luzhanka und wird von Ukrainern, Moldauern, Gagausen und Bulgaren bewohnt.

Einen Bürgermeister oder Ortsvorsteher gibt es nicht mehr, die Gemeinde wird von Jarowe, bei den Katzbachern als Kuporan bekannt, einem bulgarischen Nachbarort, verwaltet.

Katzbach erstreckt sich lieblich inmitten einer wellenförmigen Hügelkette in einer



Schulgebäude 2017, jetzt Einkaufsladen

Foto: U. Derwenskus



Altes Schulgebäude 1989

Foto: U. Derwenskus



Die neue Schule 2010

Foto: privat

lang gezogenen Senke, beiderseits des Aliagabaches, abseits großer Verbindungsstraßen und des großen weltlichen Geschehens. So ist es immer gewesen und anscheinend auch heute noch.

Das Dorf galt als etwas rückständig, allerdings sollen die Bewohner sehr sparsam, tüchtig, und im Vergleich zu anderen Ortschaften recht wohlhabend gewesen sein. Weiter sagte man ihnen große Glaubens-treue und überschwängliche Liebe zu ihrem Dorf nach.

Nachbarortschaften von Katzbach sind Neu-Elft, Alt-Elft, Krasna sowie die bulgarischen Dörfer Tschemlek und Kuporan. Das Dorf selbst ist ca. 2 km lang gewesen und gliederte sich in das Unter- und Oberdorf. Die Dorfstraße war mit wunderschönen Akazien gesäumt und es verbreitete sich zur Blütezeit in der ganzen Straße immer ein angenehm süßlicher Geruch.

Die Straßen in und um Katzbach galten seit jeher als äußerst schlecht und ich kann das auch zur heutigen Zeit nur bestätigen. Heute ist von der einstigen geordneten Dorfstruktur, den sauber gefegten Straßen und geweißelten Grundstücksmauern kaum etwas geblieben. Es stehen nur noch vereinzelte Akazienbäume in Katzbach und das Ortsbild hinterlässt auf den Betrachter auf Grund der vielen nicht mehr vorhandenen Wohnhäuser und der großen Anzahl der heruntergekommenen und zerstörten Wohnstellen einen insgesamt zerrissenen Eindruck.

Kurze Zeit nach der Gründung bis 1825 wurde ein Bet- und Schulhaus sowie eine

Kanzlei errichtet. Das Bethaus war allerdings zu klein konzipiert und bereits 1835 errichtete die Gemeinde ein neues, größeres und schöneres.

Eine neue Schule ist dann in den Jahren 1855/56 gebaut worden und blieb dies auch bis zur Umsiedlung 1940.

Hier gingen die Katzbacher Kinder bis zur Umsiedlung in die Schule.

Zur rumänischen Zeit, vorwiegend in den Jahren von 1930–1940, unterrichteten in Katzbach mehr rumänische als deutsche Lehrer. Einer von ihnen muss besonders streng gewesen sein. Er soll im Jahr 1938 einen Jungen mit 60 „Tätzen“, das waren Schläge mit einer Rute auf die ausgestreckten Hände, geschlagen haben. Daraufhin habe sich die Mutter des Jungen beim Lehrer beschwert, worauf dieser ihr ebenfalls Schläge versetzt haben soll. Ein deutscher Bauer sei hinzugekommen, um der Frau zu helfen, sei aber ebenfalls angegriffen und von dem Lehrer geschlagen worden. Als weitere deutsche Bauern hinzugekommen seien, sei der rumänische Lehrer in ein leer stehendes Haus geflüchtet und sei dennoch gefunden und ordentlich verprügelt worden.

Es lief also auch in Katzbach alles nach „guter alter Sitte“ ab. „Wer sich in der Gemeinschaft nicht ordentlich verhielt



Der alte Schulweg über den Bach Aliaga im Jahr 2011

Foto: U. Derwenskus

wurde auf den rechten Weg gebracht, dabei wurde anscheinend auch keine besondere Rücksicht auf Persönlichkeiten des Ortes genommen“.

Übrigens soll die alte Schule nach dem zweiten Weltkrieg bis 1957 als normales Wohnhaus gedient haben.

Die „neue“ Schule wurde 1989 im Oberdorf eingerichtet und zuvor von 1957–1989 als Dorfhaus und Magazin, also Einkaufsladen, genutzt. Dies wurde mir bei einem Besuch im Jahr 2010 von den heutigen Bewohnern so mitgeteilt.

Von der alten Schule führt immer noch ein kleiner Fußpfad über die Aliaga, den Bach, der Katzbach durchfließt und die beiden parallel voneinander verlaufenden Dorfstraßen trennt. Wie viele Schüler diesen Weg wohl schon besritten haben und noch beschreiten werden?

Teil II folgt in einer der nächsten Ausgaben des Mitteilungsblattes.

Di Mame-Loschn

WOLDEMAR MAMMEL

Aber was ist das überhaupt für eine Sprache, dieses Jiddisch?

Ein Großonkel von mir aus Tarutino, Daniel Kräenbring (1892–1966), hat mir diese Frage kurz und bündig so erklärt:

*Bagegnen sich zwej jidn.
„Di best gewejn in dajtschblond.
Wi red men in dajtschblond?“
„A farkaktes jidisch!“*

Also so ein sprachliches Selbstbewusstsein würde ich mir manchmal auch wünschen. Oder hat jemand schon mal gehört, dass „Hochdeutsch“ ein beschissenes Schwäbisch wäre?

Das Schwäbische, Fränkische und andere deutsche Mundarten klingen übrigens nicht so stark „farkakt“. Sie sind dem Jiddischen viel, viel ähnlicher. Kein Wunder, denn die Juden haben lange vor dem Entstehen des „Hochdeutschen“ hier im deutschsprachigen Gebiet die Dialekte ihrer Umgebung gesprochen. Allerdings angereichert mit einer Vielzahl an hebräischen Ausdrücken aus ihrem religiösen Leben. Wir benützen ganz selbstverständlich eine Menge dieser Begriffe in unserer heutigen Sprache, wie z.B. „Hals- und Beinbruch“, „einen guten Rutsch“ u.v.a. Schon im frühen Mittelalter begann eine brutale Verfolgung und Vertreibung der Juden in Deutschland. In Polen fanden sie Zuflucht. Mitgenommen hatten sie ihr „Judendeutsch“, das sie in der neuen slawischen Umgebung im Lauf der Jahrhunderte mit vielen neuen Wörtern und grammatischen Veränderungen anreicherten. Eine neue Sprache, das Jiddische, entwickelte sich losgelöst von den deutschen Ursprungssprachen.

In Westeuropa hingegen ist das Judendeutsch, die Umgangssprache der hier lebenden Juden, langsam ausgestorben. Die deutschen Juden wurden zu „Schriftsprachlern“ und viele haben in der Neuzeit dieses osteuropäische Jiddisch als ein „verdorbene Deutsch“ empfunden. Ja sich sogar geschämt für die Sprache ihrer Glaubensbrüder und Schwestern zwischen Ostsee und Schwarzem Meer. Für 11 Millionen Juden aber war sie vor dem 2. Weltkrieg in Osteuropa und Amerika die Muttersprache: *di mame-loschn*.

**Di Mome-Luschn:
Bessarabisches Jiddisch**

Jiddisch ist eine faszinierende Patchwork-Sprache, in der man die einzelnen Flickchen noch so gut erkennen kann. Z. B. ist *mame* ein deutsches Dialektwort für Mutter, und

loschn stammt vom hebräischen Wort *laschon*, die Sprache.

Unter den jiddischsprachigen Internetbeiträgen auf YouTube findet man immer wieder überschwängliche Kommentare: „Ich kann alles verstehen! Das ist ja fast wie Deutsch.“ Meistens erkennen diese Jiddisch-Versteher nur einzelne Worte, mit denen sie sich vielleicht den Inhalt zusammenreimen können.

Wer sich das mal anhören will, wie unterschiedlich diese Sprache in so einem riesigen Verbreitungsgebiet zwischen Baltikum und Ukraine geklungen hat, dem empfehle ich zwei YouTube Aufnahmen von zwei ganz unterschiedlichen aber sehr sympathischen Frauen. Sie stammen aus Polen beziehungsweise Bessarabien und haben sich in ihrer neuen Heimat, in den USA, für den Erhalt der jiddischen Sprache eingesetzt.

1. „Last Golden Links: Yiddish Treasures.“

Lilke Majzner erzählt über ihre Schulzeit in Lodz in Polen. Sie spricht eine Art Standartjiddisch, das so ähnlich im Baltikum und Nordpolen verbreitet war. Solange sie keine Wörter verwendet, die aus dem Hebräischen oder Polnischen stammen, ist dieses Jiddisch für deutsche Ohren gut verständlich.

2. „Roza Makes Kasha Varnishkes.“

Reyzl Roza zeigt, wie man Buchweizen mit Schmetterlingsnudeln kocht. Sie stammt aus Khotyn in Nordbessarabien, und die Kommentare sind begeistert von Rozas bessarabischem Jiddisch. Ich übrigens auch. So etwas Authentisches hört man in den USA immer seltener. Es ist wie hier auf der Schwäbischen Alb. Wer „a krottabroits Schwäbisch schwätzt“ wird allmählich als Weltwunder bestaunt.

Schon die ersten zwei Wörter klingen bei den beiden Frauen unterschiedlich. Lilke stellt sich vor: „*Majn nomen is...*“ / Mein Name ist...

Reyzl Roza beginnt mit: „*Man numen is...*“

Das „o“ wird zu „u“, die typische Aussprache im südöstlichen, ukrainischen Dialekt. Und aus „*majn*“ wird „*man*“. Das „*aj*“ wird zu „*a*“. Wenn ich zur Verwunderung meiner Oma irgendein Problem lösen konnte, sagte sie nur verschmitzt: „*a kliger datsch*“ / ein kluger Deutscher. Höchste Anerkennung mit ironischem Unterton. Und ein gutes Beispiel für eine weitere ganz typische Veränderung im Südjiddischen: aus dem „*u*“ wird ein „*i*“. Ein nordjiddischer „*kluger dajtsch*“ wird in Bessarabien zu einem „*kligen datsch*“.

Und noch eine Besonderheit im Süden: Weiß jemand was „*wantrubn*“ sind? Im Norden hätte man von „*wajntrojbn*“ gesprochen. Aus „*oj*“ wird „*u*“.

Wie würden junge Leute heute sagen: ein abgefahrener Dialekt, ziemlich krass. Wie konnten nur deutschsprachige Bessaraber so eine Sprache sprechen und verstehen?

Bewundern muss ich ganz besonders die Bessaraber Schwoba für ihre zungenakrobatische Leistung, ein stimmhaftes „s“ ganz selbstverständlich auszusprechen. So was gibt's ja im Schwäbischen überhaupt nicht. Im Jiddischen wird genau unterschieden zwischen stimmhaftem „s“ (z.B. *a sach* / eine Sache) und scharfem „ss“ (z.B. *a ssach* / viele).

Verwirrend ist allerdings für uns Deutsche, dass in der internationalen Lautumschreibung dieses stimmhafte Bienenchen-“s“ als „z“ geschrieben wird. Die *Reyzel Roza* wäre für uns als *Rejsel Rosa* richtiger lesbar. Genauso wie der jiddische Musikant, der *Klezmer*, als *Klesmer* für uns die bessere Schreibweise wäre. Aber die „Kletsmermusik“ ist in dieser Aussprache schon weit verbreitet.

Was auch wenig bekannt ist: Jiddisch wurde schon immer in hebräischen Buchstaben geschrieben. Von rechts nach links. Bücher fangen „hinten“ an. Für die verschiedenen „s“ gibt es zwei unterschiedliche Zeichen. Die Probleme beginnen erst, wenn man versucht, diese Schrift oder die Sprache in unseren lateinischen Buchstaben wiederzugeben.

Mein Großvater Christian Herrmann (1884–1959) ist in Arzis aufgewachsen in einer Sprachenvielfalt von fünf verschiedenen Dialekten: Plattdeutsch, Ostmitteldeutsch, Schwäbisch, Bessarabisches Neuschwäbisch und Jiddisch (1930 sind immerhin 28,5 Prozent aller Arziser jüdisch gewesen). Obwohl mein Opa aus einer schwäbischen Familie stammte, konnte er alle diese Sprachen sprechen, und keine davon war für ihn „abgefahrener“ als die andere.

Später hat er in all diesen Dialekten Gedichte und Geschichten verfasst. Es ist jetzt schon bald 70 Jahre her, da hat er sie uns Kindern vorgelesen. Wir hingen an seinen Lippen und ich konnte nicht genug kriegen, besonders von den jiddischen Texten. „Opa nochmal! Bitte, den großen Nuggel“.

Damit meinte ich sein Gedicht „*Der olte Räbba in san großer Nuggel*“. Glücklicherweise ist es noch erhalten geblieben. In feinstem Arziser-Bessarabisch-Jiddisch schildert Opa Christian die wahre Geschichte des Rabbi Aronowitsch Sroll. Der konnte seinen Nagel am großen Zeh nicht mehr schneiden und wollte sich deshalb beim Neffen vom Opa, dem Schustermeister Emil Herrmann, größere Schuhe machen lassen. Wie der Schuster das Problem gelöst hat, schildert Opa in folgenden Reimen. Und nach diesem Crash-Kurs in Bessarabisch-Jiddisch könnte man das ja vielleicht einigermaßen verstehen. Oder?

*Aw dejm Nuggel dejt Schister gibt oich a Kick
In suggt: „Gitt gejbt ejr weg, m'r darf mo-
chen an Drick.*

*Losst em nischt san, ihr brucht em nischt
bubben,*

*M'r kenn em abschnaden mit dejt Schejfer
fer Wantrubbn!“*

Ein Glück, dass der Onkel Emil eine „*Wanrejbnschejfer*“ zur Hand hatte.

Mein Großvater ist ja ein gojischer Arziser gewesen. Er hat mit lateinischen Buchstaben die Wörter genauso aufgeschrieben, wie die Juden sie gesprochen haben. Juden

schreiben überall auf der Welt in einem Standartjiddisch, das nur regional unterschiedlich ausgesprochen wird. Also wenn dieses Gedicht ein Jude aufgeschrieben hätte, dann würde da statt Schister, Kick, Gitt und Drick in hebräischen Buchstaben, ohne Groß- und Kleinschreibung, schuster, kuk, gut und druk stehen.

Ich wüsste nicht, ob das Gedicht aus Arzis oder Warschau stammt. Aus jiddischen Aufschrieben lässt sich die regionale Sprache nicht ersehen. Die gojischen Dokumente, die nur nach dem Gehör entstanden sind, erzählen uns viel über die

Feinheiten der Aussprache und die Herkunft.

Wenn ich heute Opas Zeilen lese, dann sehe ich wieder sein markantes Gesicht vor mir und höre sein bessarabisches Jiddisch. Er war kein obergscheiter „*kliger datsch*“. Seine jüdischen Mitbürger hätten bestimmt gesagt: „*Ejr is gewejn a giter mentsch*.“

Bis zur nächsten Ausgabe verbleibe ich mit einem Abschiedsgruß den ich bei Daniel Kräenbring aus Tarutino gelernt habe und der bestens in die Coronazeit passt: „*Lo-mir san gesint in frejlach*“.

Aus dem Heimatmuseum

Wichtige Arbeitsgeräte beim Schlachten

EVA HÖLLWARTH

Angeregt durch den witzigen und flott geschriebenen Beitrag von Jana Reifahrt, „Erinnerungen an den Hausschlachttag“ im Mitteilungsblatt vom Juli 2020, möchte ich zwei Haushaltsgeräte zur Hausschlachtung, die im Museum ausgestellt sind, vorstellen. Es handelt sich hierbei um eine Wurstspritze und einen Fleischwolf.

Zur Herstellung der allseits beliebten Würste bei der Hausschlachtung, sind Wurstspritze und Fleischwolf einfach unentbehrlich. Im Fleischwolf wird das Fleisch gemahlen und dann mit Salz, Pfeffer und Knoblauch nach entsprechendem Rezept vermengt. Diese Masse füllt man in die Wurstspritze und mit einem Holzstößel wird dann das Brät in die gewaschenen Därme gedrückt, die zuvor auf die Tülle der Wurstspritze gezogen wurden. Das Hausschlachten war schon immer etwas Besonderes, auch nach dem Krieg in der neuen Heimat. Mein Mann, der im Welzheimer Wald zur Schule ging, erzählte mir, dass man als Schüler sogar schulfrei bekam, wenn zu Hause ein Schwein geschlachtet wurde. Selbstverständlich brachte man dann am nächsten Tag dem Lehrer in einer Milchkanne Metzelsuppe in die Schule.

Aber auch in Bessarabien war der Schlachttag etwas nicht Alltägliches. Geschlachtet wurde immer in der kalten Jahreszeit, denn dann konnten die Mengen an Fleisch, Schinken und Wurst, die bei einer „Schweineschlacht“ in größeren Mengen anfielen, sofern sie nicht geräuchert oder gepökelt wurden, länger aufbewahrt werden.



Beim Wurstmachen in Bessarabien

Bild: Archiv Heimatmuseum



Wurstspritze und Fleischwolf

Im Bildkalender 1989 schrieb Christian Fieß einen informativen Text zum Hausschlachten in Bessarabien:

„Vor Weihnachten wurden auch die ersten Schweine geschlachtet, dazu kam der Metzger ins Haus. Und die Schweine hatten für die kleinen Buben und Mädchen, sofern sie brav waren „Schwänzles-Zuckerla“ (Bonbons die so in Papier eingewickelt waren, dass auf beiden Seiten Schwänzchen entstanden), die der Metzger dem Scheine nach dem Schweinebauch entnahm und aus seiner großen weißen Schürze schmunzelnd an die Kinder verteilte. Welch große Freude wurde den Kindern beschert, und es war sicher, dass sie im nächsten Sommer ihren „Borstentieren“ wieder Zuckerlespapierla füttern würden. Auch nahm der Hausmetzger Maß, um die Länge der fertigen Würste zu bestimmen. Entweder wurde dazu der Leibesumfang eines Buben herangezogen oder aber auch das Maß von einem Ohr zum andern. All das machte jedem Spaß.

Ja, bei so einem Schlachttag musste die ganze Familie mithelfen, ob beim Wurstmachen, beim Speckschneiden, Griebenauslassen oder beim Aufstellen des großen Schlachtkessels im Freien.

Mitunter durfte der herangewachsene Junge – so in einem Alter von etwa 12 Jahren – bei Bekannten den Preßmagen-Spieß holen. Schwer schleppend kehrte der Betreffende zurück und fand zu seiner Verblüffung in seinem Sack etliche schwere Ziegelsteine oder sonst ein gewichtiges Paket vor. Da hieß es auf der Hut sein, doch der einmal Hereingefallene nahm am Schlachttag auch diesen Schabernack mit Humor auf und machte weiter mit“.

In Erinnerung an den Schlachttag in Bessarabien veranstaltet der Kreisverband Backnang immer das traditionelle bessarabiendeutsche Schlachtfest im März in der Gemeindehalle in Großaspach. Im Mitteilungsblatt wird dann bereits im Februarheft darauf hingewiesen, dass die bessarabiendeutschen Spezialitäten nach alten überlieferten Rezepten der Vorfahren hergestellt werden. Die Gemeindehalle ist dann immer gerappelt voll, serviert wird Schlachtplatte mit Kraut-/Kartoffelsalat, Katletten und Bratwurst, aber auch eine Vesperplatte mit Pressmagen, sowie Leber- und Griebenwurst. Jeder freut sich wenn er Freunde, Verwandte und Bekannte dort wieder trifft und entsprechend hoch ist der Lärmpegel.

Die Umsiedlungsliste des Dorfes Wischniowka in Bessarabien vom Jahr 1940

WOLFGANG RATH

Die im Bestand des Heimatmuseums der Bessarabiendeutschen in Stuttgart vorhandenen Kopien der Umsiedlungsliste der Volksdeutschen Mittelstelle für das Dorf Wischniowka in Bessarabien, dem Heimatort meiner Eltern Joachim Rath und Emilie, geb. Bohnet, wurden von mir am 23.05.2019 im Heimatmuseum in Stuttgart, mit Einverständnis von Frau Kanz, abfotografiert.

In einem weiteren Arbeitsschritt habe ich zuhause die fotografierten Daten der Umsiedlungsliste im Computer erfasst bzw. in eine Excel-Datei geschrieben und daraus dann zwei weitere Listen erzeugt. Zum einen eine Hofliste mit aufsteigenden Hofnummern, zum anderen eine alphabetische Liste der Hoffamilien in Kombination mit aufsteigenden Hofnummern.

Des Weiteren habe ich den Ortsplan von Wischniowka von Otto Gewinner vom Jahr 1984, bei dem eine Zuordnung bzw. Identifizierung vieler Hofbesitzer aufgrund öfters vorkommender Namensgleichheit nicht bzw. nur zum Teil möglich war, neu bearbeitet.

Dabei kam mir zur Hilfe, dass in den Umsiedlungslisten bei den Familien, bis auf ein paar Fälle, eine Hofnummer angegeben ist und die Einschreibung in die Umsiedlungsliste größtenteils von Hof zu Hof vorgenommen wurde. Somit ergibt sich der glückliche Umstand, dass nach aktuellem Auswertungsstand, bis auf wenige Ausnahmen, nun eine exakte Zuordnung der jeweiligen Umsiedlerfamilie auf die entsprechende Hofstelle möglich ist.

Ein Wermutstropfen bei der Bearbeitung der Umsiedlungsliste war, dass die im Bestand des Heimatmuseums vorhandenen Kopien der Umsiedlungsliste an einigen Stellen nur schwer oder gar nicht entzifferbar sind. Bspw. war der Vor- und/oder Nachname nicht richtig oder gar nicht lesbar, dafür aber das Geburtsdatum oder umgekehrt.

Aufgrund von vorhandenem, öffentlich zugängigen Datenmaterial im Bundesarchiv Berlin und in www.odessa3.org, sowie Auskünften von Familienangehörigen (u.a. auch aus USA und Kanada) und Forscherkollegen wie Heinrich Wahlers und Ingrid Reule, denen an dieser Stelle mein Dank gilt, war es jedoch möglich, viele Daten zu rekonstruieren.

Sehr viele Familien von Wischniowka entstammen von Familien direkt aus Wittenberg/Bessarabien, bzw. von Familien und deren Nachkommen, die von dort in Orte wie bspw. Albota, Alt-Posttal, Hoffnungsfeld oder Sofiewka weitergezogen sind und sich dann in Wischniowka niedergelassen haben.

Mein allergrößter Dank gilt daher Frau Klara Bollinger aus Setzingen, die durch ihre großartige genealogische Forschungsarbeit, u.a. zu den Ansiedlern in Wittenberg/Bessarabien und deren Vorfahren und Nachkommen, es ermöglicht hat, viele fehlende Daten zu ergänzen bzw. unsichere Entzifferung meinerseits zu bestätigen bzw. zu korrigieren, sodass die Umsiedlungsliste in ihrer Qualität und Aussagekraft verbessert werden konnte.

Trotz der erzielten Fortschritte gibt es in den Umsiedlungslisten noch einige Stellen, die einer Datenwiederherstellung bedürfen.

Ich suche daher für die weitere Bearbeitung Kontakt zu Personen die aus Wischniowka/Bessarabien stammen, oder Nachkommen von diesen sind, und mir ggfs. weiterhelfen können.

Sollten Sie Bilder aus Wischniowka und/oder den Umsiedlungslagern in Ihrem Besitz haben, würde ich mich freuen, wenn Sie mir diese als Scan überlassen würden.

Nach Fertigstellung werde ich meine Ausarbeitung dem Bessarabiendeutschen Verein e.V., im Übrigen völlig unentgeltlich, zur Verfügung stellen.

Über eine Kontaktaufnahme würde ich mich sehr freuen und verbleibe

mit bestem Dank und freundlichem Gruß
Wolfgang Rath

Kontaktadresse:

Wolfgang Rath
Lerchenstraße 1/1
74632 Neuenstein
Telefon: 07942-3456
E-Mail: rathwolfgang@outlook.de

Besuchen Sie unsere
Homepage:
www.bessarabien.de

Alida Schielke-Brenner

HEINZ-JÜRGEN OERTEL



In dem kleinen deutschen Dörflein Fachrie (rumänisch Făclia) in Rumänien, Dobruška, wurde Alida Schielke am 29.4.1907 als vierte Tochter des Lehrers Wilhelm Brenner geboren.

Fachrie war ein deutsches Dorf an der Eisenbahnstrecke Bukarest—Konstanza gelegen, zwischen den Städten Cerna-voda und Konstanza. Im ersten Weltkrieg fiel ihr Vater als rumänischer Soldat und ihre Mutter blieb mit acht unmündigen Kindern zurück.

Ihre Jugend wie auch ihre Ehejahre nach dem Jahre 1929 mit ihrem Ehemann Ferdinand Schielke verbrachte sie in Fachrie bis zur Umsiedlung im Jahre 1940.

Nach vielen Wanderjahren durch Österreich, Jugoslawien und der Tschechoslowakei musste sie 1945 nach Kriegsende wieder zurück nach Rumänien, wie viele unserer Landsleute, ohne Mann, nur mit dem jüngsten Sohn.

Im Jahre 1947 kam sie mit Hilfe des Roten Kreuzes zurück nach Deutschland, wo sie wieder nach vielen Stationen bis zu ihrem Tod am 06.05.1992 in Bissingen in Württemberg eine Bleibe gefunden hatte.

Dort entstand auch der größte Teil eines Büchleins mit Gedichten, das für die ältere Generation Erinnerungen festhalten soll, der jüngeren Generation aber zeigen soll: **So war's daheim in der Dobruška.** Mit der Erlaubnis ihrer Enkelin können wir in unserem Mitteilungsblatt immer mal wieder einige Gedichte veröffentlichen.

Nur a Mutter



*Nur a Mutter hat des könna,
nur a Mutter war so gschickt,
die hat gnäbt on gschrickt on gspanna,
gwätscha, kocht on Hosa gflickt.*

*Morgens schon beim Kaffee kocha
hat se gfezt on d Better gmacht,
bis zum Mittag kocht on brota
on s Brot in dr Ofa gschafft.*

*In dr Küche wie im Keller,
uf em Boda on im Stall
hat se immer Arbeit gfonda,
d Mutter, die war überall.*

*D Mutter, die hat spara könna,
die hat kauft on hat vrkauft,
sie hat gsorgt, daß in dr Wirtschaft
alles wie am Schnürle lauft.*

*Wie müßt mr do rechna könna,
wann mr alles zamma zäblt,
um die Stunda zu bezabla,
die se gschafft hat ohne Geld.*

Alida Schielke-Brenner

Bilder des Monats Februar 2021

Foto Nr. 1



Foto Nr. 2



Wer weiß etwas zum Inhalt dieser Fotos? Aus welchem Jahr stammen die Fotos? Erkennen Sie jemanden?

Sollten Sie uns weiterhelfen können, so bitten wir Sie herzlich, uns über die E-Mail-Adresse homepage@bessarabien.de mit Betreff „Bild des Monats“ oder per Post an Bessarabiendeutscher Verein e.V. zu informieren.

Vielen Dank für Ihr Interesse und Ihre Unterstützung!

*Ihr Heinz Fieß,
Administrator www.bessarabien.de*

Rückmeldung

Klaus Hillius hat uns Rückmeldungen zu zwei Fotos geschickt, vielen Dank hierfür:

Zur Bildersuche November:

Bei Foto 1 entnehmen Sie bitte die Bildunterschrift aus dem Lichtentaler Heimatbuch im Bildteil zwischen den Seiten 128 und 129: Wohnhaus des Chr. Fuchs.

Zur Dezember-Bildsuche:

Bei Foto 2 entnehmen Sie bitte die Bildunterschrift aus dem Lichtentaler Heimatbuch im Bildteil zwischen den Seiten 224 und 225: Pferdeabgabe in Galatz (Hulda Gentner).

Foto Nr. 1



Foto Nr. 2





Die Koch-Familien-Geschichte in Kanada und in Deutschland – Teil 2

Den Ersten Teil finden Sie im MB 01-21, S. 12 ff.

INGRID UND ARNDT SCHUMANN

Der erste Teil der Koch-Familien-Geschichte in Kanada und in Deutschland endete mit der Ankunft der Familie *Jakob Koch* im November 1907 in Tree Hills in der Provinz Alberta in Kanada. Dort verstarb das Familienoberhaupt Jakob Koch kurze Zeit nach der Ankunft.

Diese Familiengeschichte der Auswanderung des Jakob Koch wurde von *Ida Janke*, der Enkelin und von deren Mutter *Wilhelmine Weinberger*, der Tochter von Jakob Koch, in den Jahren nach dem Krieg, also nach 1945 bis etwa 1960, in unserer Familie im schönen Thüringen, zwischen Erfurt, Gotha und Arnstadt, ebenso erzählt. Die Schilderungen unserer Oma Wilhelmine Weinberger sowie die ihrer Tochter, unserer Mutter Ida Janke, stimmten hinsichtlich der Jahre der Kindheit und Jugend, welche sie bei ihrer 16 Jahre älteren,

verheirateten Schwester Margarethe verbrachte, überein.

Aus der Ehe von Wilhelmine und Gottlieb Weinberger, dem ehemaligen Potemkin-Matrosen, gingen fünf Kinder hervor: Christian, *Ida* (1910–1973), Martha, Jakob und Adolf. Diese Kinder wurden mit ihren Familien 1940 im Zuge der genannten NS-Aktion aus Rumänien über Österreich nach Deutschland umgesiedelt und blieben mit ihren jeweiligen Nachkommen bis heute, zuerst im geteilten, seit 1990 im wiedervereinten Deutschland.

Die Familie Oskar und Ida Janke, die mit *Stella und Edwin Koch* vor über 50 Jahren die Familienkontakte fortsetzte, hatte die drei Töchter Charlotte, geboren 1934 in Fachria, wie ihre Schwester Edith (1936–1982) und *Ingrid*, geboren 1945 in Rybnik/Tschechien. Charlotte Weber, ehemals als Zahntechnikerin tätig, ist zweimal

verwitwet und lebt in einem Seniorenhaus in Bad Tennstedt. Ihre Tochter Carolin Hüttner (55) wohnt mit ihrem Mann Ralf in Erfurt; sie ist von Beruf Lehrerin.

Von der verstorbenen Schwester Edith lebt der Sohn Hendrik Lang (55) mit seiner Familie in Arnstadt/Thüringen. Er ist als Kaufmann im Immobilienbereich selbständig.

Die Tochter *Ingrid Schumann* (75) führt mit ihrem Ehemann Arndt (78) das frühere Elternhaus in Neudietendorf bei Erfurt weiter. Sie betrieben bis 2017 ein Architekturbüro. Ihr Sohn Daniel (49) wohnt ebenfalls im gleichen Ort; er ist als Sachverständiger für Baumaßnahmen tätig. Seine Töchter Ida (26) und Thea (18) sind Studentin bzw. Schülerin am Gymnasium. Das bereits erwähnte Fax-Schreiben aus Kanada vom Sommer 1990 wurde von *Agnes Koch* 25 Jahre nach dem Brief ihrer Mutter Stella Koch nach Deutschland ge-



Stella Koch (92 J.) und *Lena Koch* (71 J.), Koch-Familientreffen 2018, Trochu.



Stella Koch u. ihre Töchter *Carrie*, *Shirley*, *Darlene* und *Agnes* (v.l.n.r.), 2020, Calgary



Agnes Koch mit Ehemann *Bev Hill*, Weibnachten 2012



Familie *Fred Koch*: v.l.n.r. *Lena*, *Iris*, *Fred*, *Linda*, 2015



Familie *Ernie Koch*: Nach einem Helikopter-Flug mit dem Sohn *Brandon* als Pilot; v.l.n.r. *Shanon*, *Marij*, *Ernie* und *Brandon*, im Sommer 2020

schickt. Und das ist in diesen Tagen ebenfalls schon wieder 30 Jahre her! In dieser langen Zeit sind eine Menge Informationen der weit verzweigten Koch-Familien über den „großen Teich“ hinweg ausgetauscht worden.

Zum Bedauern aller Beteiligten ist in diesen Jahren leider kein Treffen zustande gekommen, weder in Kanada noch in Deutschland. Aber, nach einem alten deutschen Sprichwort, stirbt die Hoffnung darüber zuletzt.

Abschließend sollen nun die Vertreter der Koch-Familien vorgestellt werden, welche diese Kontakte über Jahrzehnte gepflegt haben. Von den Koch-Familien in Kanada ist die Seniorin und „Grande Dame“ der Familie *Stella Koch*, geboren 1928, zu nennen, welche in Calgary in einem Seniorenheim lebt. Aus ihrer Ehe mit Edwin Koch gingen die Töchter *Agnes*, *Carrie*, *Darlene* und *Shirley* hervor. *Agnes Koch* heiratete 1986 *Bev Hill*; sie gehört zu den Verwandten, die sich ihr Leben lang für die Familiengeschichte interessierte, wie ihr Fax-Brief vom Sommer 1990 nach Deutschland zeigt.

Nun zur Familie *Friedbold* (*Fred*, geb. 1939 in Wien) und *Lena Koch* (geb. 1949 in Selm/NRW) aus Ontario/Kanada. Sein Vater war *Adolf Koch* (1911-1940), seine Mutter *Luise Graf*, geb. *Jans* (1916-1993). Die Eltern kamen ursprünglich aus Rumänien, aus *Fachria* in der Dobrudscha. Der Großvater von *Fred Koch* war *Gottfried Koch* (geb. 1872 in Klöstiz/Bessarab.), gestorben 1951 in Quedlinburg/Harz. *Gottfried Kochs* Eltern waren *Jakob Koch*, der „Stammvater“ dieser Familiengeschichte und seine erste Frau *Euphrosina Pöd*.

Fred und *Lena Koch* haben zwei Kinder, die *Zwillinge Iris* und *Linda*, welche noch



V.l.n.r.: Sohn Daniel, Ingrid Schumann, Enkelinnen Thea und Ida, Arndt Schumann, Wachsenburg/Thüringen, 2018.

1969 in Deutschland geboren wurden. *Iris* lebt mit ihrem Mann und den *Zwillingen* in Ontario: *Linda* wohnt mit Mann und zwei Kindern in Kalifornien.

Marj Scheunert, geborene *Green* (1956), aus Alberta ist verheiratet mit *Ernie Scheunert* und hat zwei Kinder (*Shanon* und *Brandon*). *Ernie Scheunerts* Vater war der *Bergmann* und Landwirt *Raymond Adolph Scheunert* (1928 – 1990); ansässig in Trochu. *Raymonds* Eltern und damit *Ernies* Großeltern waren *Lydia Koch* (1899 *Fachria* – 1964 *Trochu*) und *Edwin William Hermann Scheunert* (1890 *Mequon/Wisconsin* – 1984 *Calgary*). *Lydia Koch* war die Tochter von „Stammvater“ *Jakob Koch* und seiner 2. Ehefrau, der Witwe *Barbara Albrecht*, geborene *Reister*, dem Einwandererpaar aus Rumänien im Jahre 1907.

Die Verbindungen und die Verknüpfungen der deutschen und kanadischen Koch-Familiengeschichten zeigen sich besonders deutlich an den Nachkommen des bereits genannten *Gottfried Koch*, der, wie beschrieben, in Quedlinburg sei-

ne letzten Lebensjahre mit seiner Frau *Luise*, geb. *Flath*, verbrachte.

Das Ehepaar hatte acht Kinder. Die Tochter *Anna*, verheiratet mit *Eduard Breitzkreutz*, betreute die Eltern in der alten Fachwerk-Stadt, wofür sie sicher damals keine Gedanken hatten. *Anna* und *Eduard Breitzkreutz* bekamen sechs Kinder; die Tochter *Helga Mateja* ist 75 Jahre und lebt als Witwe in *Schönebeck* an der *Elbe*. Ihre Mutter *Anna* wurde stolze 96 Jahre alt.

Der Sohn *Adolf Koch*, oben schon erwähnt als Vater von *Fred Koch*, verstarb ganz jung, mit 29 Jahren. Da war sein Sohn *Fred* gerade mal ein Jahr und drei Monate jung.

Fred Koch verbrachte die ersten acht Jahre seiner Kindheit in Internierungslagern und auf der Flucht. 1947 kam er mit seiner Mutter nach *Selm/NRW* in Deutschland. Hier fand er seine neue Heimat und wurde nach der Schule *Bergmann*, mit Meisterbrief. Das Fernweh trieb ihn 1960 nach Kanada; nach fünf Jahren besuchte er seine Heimat und lernte *Lena Jozefowski* kennen und lieben. Nach der Hochzeit und der Geburt der *Zwillinge* entschlossen sie sich 1970, als Familie nach Kanada auszuwandern. Seit rund 50 Jahren gehören sie nunmehr zum kanadischen Zweig des Koch-Familienverbandes, mit ihren Kindern und Enkeln.

Die angeheiratete Cousine *Lena Koch* spielt bei der Erforschung der Koch-Familiengeschichte in Kanada ohne Zweifel die Hauptrolle. Ohne ihre ständigen Aktivitäten und Informationen wäre dieser Beitrag nicht entstanden. Deshalb möchten wir von Seiten der deutschen Koch-Nachkommen der lieben *Lena* an dieser Stelle und ganz öffentlich ein herzliches „Danke-schön“ über den großen Teich zurufen.



Oskar und Ida Janke, geb. Weinberger, mit Tochter Ingrid, 1950, mit dem Pferdegespann, mit dem sie 1945 aus Tschechien flüchteten.



Ingrid Schumann mit ihrer Schwester Charlotte Weber, Erfurt, Sommer 2020

Der Freundeskreis Tarutinoer Mädchen- und Knaben-Gymnasien

NORTRUDE ERMISCH

Schöne Stimme, hell-klingend, fröhlich ruft Du in die Festgesellschaft hinein! Holde Stimme, die Du meiner lieben Mutter gehörst. Du ehrst und feierst die Wiederkehr Deiner glänzenden, Dir unbeschwert gewesen Jugendzeit in Tarutino, Bessarabien. Als Schülerin im Tarutinoer Internat und Mädchengymnasium (1931–1936) warst Du vertraut mit Lernen und Lehren in Schule und Gesellschaft, wo Du, wie Du oft sagtest, die schönsten Jahre Deines Lebens verbracht hattest; wo Du im Internat und Lehrerinnen-Seminar glänzend bestehend, Dein Lehrerinnen-Diplom in der rumänischen „Ersten Staatsprüfung“ (1936) erhalten hattest.

Im Jahr 2021 wäre meine liebe Mutter, Eleonore Ermisch, geb. Knauer, 105 Jahre geworden und mit ihr viele ihres Freundeskreises der beiden Tarutinoer Gymnasien: Mädchengymnasium (vgl.: E. Ermisch-Knauer in „Bevor die Spur verweht“) und Knabengymnasium (vgl.: Jubiläumsschriften des Knabengymnasiums, Heimatmuseum der Bessarabiendeutschen).

Eine strenge christliche Erziehung, Schul- und Sportveranstaltungen, Theater, Feste, Jubiläen, Tanzkränzchen hatten deren Jugendzeit in unbeschwerter Freundschaft geprägt. Schwere Erschütterungen erfuhren sie mit Verlust der Heimat durch die „Umsiedlung 1940“. Hoffnung schöpften sie nach der Ansiedlung in Westpreußen/Polen. Traumata bereiteten ihnen die schweren Verluste der im II. Weltkrieg gefallenen Mitschüler, der eigenen Brüder. Lebensgefährlich war die Flucht 1945 im kältesten Winter (-20°C), im Bombenterror der keinen Schutz mehr bietenden Städte.

Trostlos und verzweifelt war das anschließende Hungerleben in der Heide. – Die einst lebensfrohen Tarutinoer „Mädchen und Knaben“ fanden sich erst Mitte der 1950er Jahre in größerem Kreise in Baden-Württemberg wieder zusammen: ein hoffnungsvoller Neubeginn nach erlebtem, dunkelstem Kapitel deutscher Geschichte, eine Erlösung für viele, wieder liebe, vertraute Stimmen zu hören, wohlbekannten Menschen zu begegnen, deren Erzählung zu lauschen, für Stunden frei zu sein von all den Traumata der Vergangenheit und der Gegenwart, heimisch zu sein unter Landsleuten, Freunden, im Wohlklang des vertrauten melodischen, bessarabischen Zungenschlags.

Die Schulen in Tarutino hatten solide Fundamente gelegt, auf die getrost aufgebaut werden konnte. Die Ausbildung am Tarutinoer Mädchen-Gymnasium, dem Lehre-



*Erste Nachkriegs-Festveranstaltung des Freundeskreises beider Tarutinoer Gymnasien, Organisation: Eleonore Ermisch-Knauer und Woldemar Schäufele
Anlass: Rückkehr der Kriegsgefangenen aus Russland 1955.*

rinnen-Seminar, welches in enger Kooperation mit der Tarutinoer Elementarschule durchgeführt worden war, erwies sich auch noch im Schulunterricht des Nachkriegsdeutschland als exzellent, fand Lob seitens Behörden, Eltern, sogar Schülern, – bis in die Gegenwart hinein. Meine Mutter übte ihren Beruf als Lehrerin gerne aus, vor 1940 in Siebenbürgen, in Bessarabiens Arzis, nach der Umsiedlung im Landkreis Thorn, nach der Flucht von 1945 in einem Dorf in der Lüneburger Heide, ab Anfang der 1950er Jahre an Stuttgarter Schulen, wo sie zuletzt bis 1973 als Konrektorin im Stadtteil Stuttgart-Fasanenhof wirkte.

Als es Konrad Adenauer 1955 auf seiner Reise nach Moskau mit diplomatischer Brillanz gelang, die noch lebenden deutschen Kriegsgefangenen aus Russland nach Deutschland zurück zu holen, welches bewegendes Erlebnis war das auch für die Bessarabiendeutschen. Welcher Jubel für wieder gewonnene Angehörige und Freunde, welche Trauer um die für immer Verlorenen. Auch meiner Mutter Bruder, Gerhard Knauer (1923–1943), einst Schü-

ler am Knabengymnasium von Tarutino, war nach Umsiedlung und Abitur 1941 am Kopernikus-Gymnasium Thorn, mit 18 Jahren, in der Hoffnung auf ein dem Militärsanitätsdienst folgendes Medizinstudium an der Universität Königsberg, zu seiner Eltern größtem Schmerz, nur wenige Monate nach Eintritt in die Wehrmacht, im Februar 1943 an der russischen Front gefallen! – Ähnlich erging es vielen bessarabiendeutschen Familien nach der „Heimkehr ins Deutsche Reich“.

Zu Beginn der 1950er Jahre hatte sich ein Freundeskreis Tarutinoer Gymnasien im Großraum Stuttgart gebildet.

Nun, als im Jahr 1955 die überlebenden Kriegsgefangenen aus Russland in ein Deutschland des Wirtschaftwunder-Aufschwungs zurückkehrten, vereinbarte meine Mutter mit hier lebenden ehemaligen Mitschülerinnen vom Mädchen-Gymnasium und Woldemar Schäufele mit Mitschülern vom Knabengymnasium, ein Fest für die Russland-Heimkehrer zu organisieren. Es wurde das erste Nachkriegs-Fest des Freundeskreises beider Tarutinoer Gymnasien. Es fand traditionell statt: mit Festansprachen, Festmenue, Musik, würdiger Robe und Gesellschaftstanz. Die Freude am Wiedersehen, die unverbrüchliche, über die Schrecken des Zweiten Weltkrieges hinweg reichende, ungetrübte, herzliche Freundschaft, dies alles schenkte Geborgenheit, Vertrauen, neue Hoffnung, Kraft. Das half beim schwierigen Neuanfang inmitten trostloser Ruinen des zerstörten deutschen Landes. Ich sah an meiner Mutter Gesicht, sie strahlte, war glücklich, wenn sie von ihrer Jugendzeit in Tarutino, Bessarabien erzählte. Dann konnte das Entsetzen über die erlebten Kriegsjahre, den Bombenterror, die Flucht, das Nachkriegselend, über all die neuen Schreckensmeldungen ein wenig aus dem gequälten Bewusstsein der Überlebenden gedrängt werden.



75. Jubiläum des Knabengymnasiums von Tarutino 1983. Eleonore Ermisch-Knauer, Hugo Schreiber, Hugo Schneider.



Eleonore Ermisch-Knauer als Kultur- und Frauenreferentin beim Vortrag im Haus der Bessarabiendeutschen, Stuttgart.



Meine Mutter, ihre Schulfreundinnen, Schulfreunde, durften sich wieder freuen. Der wieder erstandene Freundeskreis beschloss, von nun an regelmäßig Festtreffen zu veranstalten. Als deren Töchter und Söhne in die Reifejahre kamen und wir die „Tanzstunde“ absolviert hatten, waren wir Jugendlichen auch zu diesen Festen eingeladen. Das erste derartige Treffen fand 1961 im schönen Restaurant „Sonne-Post“ in Murrhardt statt: ein „Kappenabend“ in der Faschingszeit.

Dieses Fest blieb mir in ganz besonders charmanter Erinnerung. Meiner Mutter Mitschüler vom Knaben-Gymnasium, Tierarzt Dr. Gehring, holte uns mit seinem Auto ab. Die „alten Herren“ erschienen auf dem Fest mit lustigen Hütchen, einige mit Pappnase, die „jung gebliebenen Damen“ leicht kostümiert, „die Jugend“ fantasievoll gekleidet, zum Teil bunt geschmückt.

Auch in Bessarabien gab es einst fröhliche, gern besuchte Kostümfeste, wohl in Tarutino, – und das originellste Kostüm wurde damals prämiert! So erzählte mir das meine Mutter. Unser erstes Jugendfest, war ein charmantes Kennenlernen der „Söhne und Töchter“ in elegantem Rahmen begleitet von einer Musikkapelle, mit Tanzmusik, lustigen Festreden, Preistanzen der Jungen, heiteren Spielen etc. Auch die musikalisch begabten „Mauch-Buben“ gaben mit Schlagzeug und Gitarre Schlager, Blues, Rockmusik zum besten. Im Latein- oder Musikunterricht eingeübt, sang Jung und Alt, in lustiger „Polonaise“ durch Festsaal und Nebenraum, tanzend, das Studentenlied: „Gaudeamus igitur“. Die „Senioren“



saßen an langen Tischen ein bis zwei Stufen tiefer im Saal, zum Teil schon etabliert im „Wirtschaftswunder“, diverse Doktores, Lehrer und Lehrerinnen, präsentierten ihren Nachwuchs. Und wir, die „Jugend“ saßen etwas erhöht auf der gegenüber gelegenen Längsseite des Saales.

Welch schöne Erlebnisse! – Auf den Kappenabend folgte der Frühlingsball (im Mai/Juni), der Herbstball (im Oktober/November). Auch mein um zwei Jahre jüngerer Bruder Gerhard Ermisch nahm bald am Kappenabend zur Faschingszeit teil, oder am Herbsttreffen.

Die Veränderungen der Zeit bewirkten, dass wir, „die Jugend“, ob nun in Lehre, Universität, Technischer Hochschule, Pädagogischer Hochschule, Maschinenbauschule, uns allmählich aus den Augen verloren.

Der Kern des Freundeskreises der Tarutinoer Gymnasien, nun Senioren, blieb dem Kreis auch in höherem Alter treu.

Man veranstaltete Ausflüge, diverse Festabende auch im privater werdenden Kreis, führte ein fröhliches Gesellschaftsleben. Meine Mutter blieb darin auch im Ruhestand gesellschaftlich aktiv, von Herrn Christian Fieß angeworben, lud er sie als offizielle Frauenreferentin der Bessarabiendeutschen ein. Sie hielt kulturelle Vorträge im Haus der Bessarabiendeutschen, die auch im Freundeskreis der beiden Tarutinoer Gymnasien regen Zuspruch fan-



den. Herr Otto Hämmerling lud sie ein, einmal im Monat am Nachmittag für die Senioren des Alexander Stifts in Neufürstenthuette ein Lesestündchen zu gestalten, welches ebenfalls gerne von den Heimbewohnern besucht und für die Bettlägerigen in deren Zimmer per Lautsprecher übertragen wurde. Sie setzte sich als Frauenreferentin für die Belange von Frauen im bessarabiendeutschen Vereinsleben ein, betonte das Wirken von Frauen in Gesellschaft, Familie und Beruf, verehrte ihre ehemaligen Lehrerinnen vom Mädchen-gymnasium Tarutino in literarischen „Porträts“, (siehe Ermisch-Knauer: „Bevor die Spur verweht“, 1986). Sie vermittelte eine geistig-kulturell anregende Atmosphäre, geprägt durch ihr evangelisches Elternhaus, ihr Vater Karl Knauer war Schulleiter in Bessarabien, frühzeitig bekannt als Heimat- und Mundartdichter. Ihre Landsleute geistig anzuregen, sich und andere weiterzubilden, auf die Belange der Frauen hinzuweisen, kritisch am Gesellschaftsleben teilzunehmen, Menschen zusammen zu führen, Freude zu bereiten, war meiner Mutter Bestreben.

Ein sehr erhebendes Jubiläum des Mädchengymnasiums von Tarutino, mit zahlreichen „international“ angereisten Gästen ehemaliger „Mädscheles“, wie die Schülerinnen jenes Gymnasiums in Bessarabien genannt worden waren, wurde mit hohem Festakt im September 1982 in Stuttgart-Degerloch feierlich begangen. Doch daran soll in meinem neuen Beitrag erinnert werden.

Der Auszug meiner Vorfahren aus Deutschland

ELFRIEDE GESKE,
GEB. TREICHEL AUS KULM

Meine Vorfahren sind 1813–14 aus Deutschland ausgewandert. Nach dem schrecklichen 30-jährigen Krieg war große Not im Lande. So kam der Aufruf des russischen Zar Alexander I. gerade zur

rechten Zeit. Er brauchte Siedler für das große Land. Schon seine Großmutter, die Zarin Katharina II., gebürtige Deutsche, hatte 1739–1779 dazu aufgerufen, in ihr Land zu kommen. Sie kannte den Fleiß der deutschen Bauern.

Als nun der Aufruf von dem Enkel Alexander kam, sind ihm viele gefolgt. Viele,

vor allem aus dem Süden, sind mit der „Ulmer Schachtel“ auf der Donau ans Schwarze Meer gefahren. Eine andere Gruppe aus den nördlichen Ländern ist über die Kaschubei (Ost-Pommern) erst mal nach Polen. Da es dort aber auch nicht gut ging, sind sie ebenfalls ans Schwarze Meer gezogen. So kamen Preu-

ßen und Schwaben zusammen und es gab ein Kauderwelsch an Dialekten.

Diese siedlungswilligen Menschen haben von der russischen Regierung mit handwerklichen Geräten und Tieren Starthilfe bekommen, aber es gab in der weiten Steppe keine Wohnungen. Man hat sich in der ersten Zeit mit Erdhöhlen, überdeckt mit Schilf, begnügen müssen. Mit viel Mühe wurde nun dieses Land bearbeitet. Die Erde war sehr fruchtbar und bald konnten die ersten Erträge geerntet werden. So konnten die Leute auch die ersten Hütten bauen und erst viel später auch Häuser. Ein Sprichwort ging um „der erste hat den Tod, der zweite die Not und der dritte das Brot.“ Daraus kann man ersehen, wie schwer der Anfang war. Dank dem unermüdlichen Fleiß wurden bald die ersten Kolonien errichtet und es entstanden schöne große Dörfer. Unser Dorf wurde als einziges in ganz Bessarabien auf einer Anhöhe errichtet und so wurden wir scherzhaft „die Hochgeborenen“ genannt.

1918, nach dem ersten Weltkrieg, wurde das ganze Siedlungsgebiet zwischen Dnjestr und Pruth den Rumänen zugeteilt. Meine Eltern sind in Russland geboren, wir Geschwister in Rumänien. Diese Abtrennung von Russland war für die Bevölkerung die Rettung, denn die deutsche Bevölkerung, die in Russland verblieben war, hatte unendlich viel Not und Elend erlebt wegen ihres Deutschtums.

Nun kam aber für die Erwachsenen die Umstellung wegen der Sprache. Mein Vater hatte kurz zuvor das Lehrerseminar beendet. Hier wurde russisch-deutsch gelehrt. Wie konnte er nun Lehrer werden in der fremden Sprache? - Der Vater war sehr sprachbegabt und hat mit einem Freund versucht, so schnell wie möglich die Sprache zu erlernen. Nach einiger Zeit hat er gewagt, sich beim rumänischen Schulamt für die erste Lehrprüfung zu melden und hat es auch geschafft.

Er wurde in Wittenberg an einer Volksschule angestellt und durfte bis zur 2. Lehrprüfung unterrichten. Hier in Wittenberg lernte er seine Frau kennen und hat dann am 4. Januar 1919 geheiratet. An diesem Ort bin ich dann 1920 geboren.

1924 bekam er eine Lehrerstelle in Kulm zugeteilt, weil die Kirchengemeinde ihn als Küsterlehrer und Organist haben wollte. So hatte er nun ein doppeltes Amt. Er durfte predigen, taufen, sogar beerdigen. Das war zwar ein schönes, aber auch schweres Amt. Hier in Kulm sind auch meine beiden Brüder geboren. Neben all dieser Arbeit führten die Eltern noch eine kleine Landwirtschaft mit einem richtigen Bauernhof. Wir hatten immer zwei Kühe, jedes Jahr ein bis zwei Kälblein, auch mehrere Schweine und sehr viel Ge-

flügel. Das führte dazu, dass wir uns größtenteils selbst versorgen konnten. Die Milch wurde zum großen Teil in einer Molkerei abgeliefert. Von den Eiern konnte ein Teil im Laden abgeliefert werden. Die Landwirtschaft hat sich allmählich vergrößert, da der Vater noch mehrere Hektar Land dazugekauft hatte, unter anderem auch einige Weinberge. So konnten wir im Herbst Trauben ernten und keltern und hatten somit auch unseren eigenen Wein.

Bis zu meinem 15. Lebensjahr hatten die Eltern immer ein Dienstmädchen, jetzt musste ich auf einmal das Dienstmädchen ersetzen, was mir sehr schwer fiel. Ich wäre so gerne noch zur Schule gegangen. Während dieser Zeit haben die Eltern einen Bauernhof gekauft und hier wurde nun ein schönes großes Haus erbaut. Bisher wohnten wir im Gemeindehaus.

Am 1. Oktober 1939 konnten wir dieses Haus beziehen. Doch kaum wohnten wir in unserem Haus, bekamen wir rumänisches Militär einquartiert! Das dauerte bis Juni 1940. Plötzlich zogen die Truppen ab. Wir wussten nicht warum, aber schon tags darauf haben wir es erfahren.

Mein Vater kam ganz aufgeregt von der Schule nach Hause und rief uns zu: „die Russen kommen!“ Das war ein Schreck für uns alle! Die Russen haben plötzlich ganz Bessarabien überfallen und sich wiedergeholt, was man ihnen 1918 weggenommen hatte!

Wir hatten große Angst vor dem, was nun auf uns zukam. Als erstes wurden unsere Dorfläden geschlossen. Wir hatten drei große und einen kleinen Laden im Ort. Unser Dorf hatte immerhin 1711 Einwohner. Obwohl wir zum großen Teil Selbstversorger waren, aber Reis, Salz, Zucker usw. fehlten nun. Sehr wichtig war für uns das Petroleum – wir hatten doch kein elektrisches Licht. Zum Glück war es ja noch Sommer und da hatte man kein Licht nötig!

Es wurde immer schlimmer. Als die Getreideernte herankam, mussten die Bauern (bis auf ein paar Zentner Eigenbedarf) alles abliefern. Als die ersten Trauben reif wurden, durften wir die Weinberge nicht mehr betreten. Überall standen Wachposten. (Wir haben uns dennoch zum Essen Trauben geholt!) Auf einmal hieß es: eine Gemeinschaftsküche wird aufgemacht, so dass es aus wäre mit dem selber kochen. Also nur noch die Angst um die Zukunft hat uns beherrscht.

Die Russen hatten schon durchblicken lassen, dass wir wohl alle deportiert werden müssen und zwar nach Sibirien, da Deutsche nicht in einem Grenzgebiet wohnen dürfen. Also eine Hiobsbotschaft nach der anderen! Da kam auf einmal die Nachricht aus Deutschland, dass wir „heimgeholt“ werden sollen. Es waren

schon aus dem Baltikum Deutsche geholt worden. Nun also auch wir!

Eines Tages bekam ich eine Aufforderung, in die Kanzlei zu kommen, dort war schon ein anderes Mädchen und zwei Jungen hinbestellt worden. Ein russischer Offizier bot uns an, nach Moskau zu fahren, um dort russisch zu lernen, damit wir später als Schulhelfer eingesetzt werden können. Wir wurden aufgefordert zu unterschreiben, was wir dann auch getan haben.

Eines Tages kamen deutsche und russische Offiziere angereist. Es war die sogenannte „Umsiedlungskommission“. Die gingen nun in kleinen Gruppen von Hof zu Hof, um in etwa das Vermögen der einzelnen zu schätzen. Das sollte dann zwischen Russland und Deutschland ausgeglichen werden (geholfen hat es gar nichts, wie wir später feststellen mussten). Ich hatte während dieser Zeit immer noch Angst, abgeholt zu werden, hatte ich doch diesen Vertrag unterschrieben. Eines Tages wurde die Bevölkerung aufgerufen, in das Gemeindehaus zu kommen um zu bekunden, ob sie hierbleiben wollen oder fortgehen. Alle, alle haben unterschrieben, die Angst vor den Russen war zu groß!!

Es geschah dennoch schweren Herzens, wer verlässt schon gern seine Heimat und geht ins Ungewisse. Am 3. Oktober war es dann soweit. Wir wohnten gerade ein Jahr in unserem schönen neuen Haus, nun hieß es Abschied nehmen!

Ich werde diesen Tag nie vergessen. Die Kolonne mit den Leuten fuhr ganz langsam durch das Dorf, die Glocken läuteten zum Abschied und unser großer Schäferhund stand am Hoftor und jaulte laut. Die Hunde haben gespürt, dass etwas nicht stimmte. Das ganze Vieh und alle anderen Tierarten blieben ja zurück, was mit denen wohl geschah, darüber durfte man gar nicht nachdenken.

Wir wurden nach Galatz zum Schiffshafen gebracht und sind dann auf der Donau Richtung Ungarn gefahren. In Semlin wurden wir freundlich empfangen, von der deutschen Bevölkerung in großen Baracken köstlich bewirtet und nun haben wir zum ersten Mal auf Strohlager übernachtet. Am nächsten Tag fahren wir mit einem Zug Richtung Deutschland. Die Gruppen waren schon sehr aufgeteilt und als wir in Würzburg, unserem ersten Flüchtlingslager, ankamen, waren wir nur noch ein Häuflein von etwa 100 Leuten. Wo waren die anderen alle geblieben?

Nach 14 Tagen kamen wir nach Schloss Werneck, wo auch noch viele andere schon da waren. Dieser Aufenthalt hat von Oktober 1940 bis Februar 1941 gedauert. Hier erfuhren wir zum ersten Mal, was man mit uns vorhatte. Wir durften

nicht in Deutschland bleiben, sondern sollten in Polen angesiedelt werden. Da war der Jammer groß, wieder ein fremdes Land, dazu noch verfeindet. Wenn auch von den Deutschen eingenommen, aber dennoch unter Polen. Damit die Leute angesiedelt werden konnten, wurde die polnische Bevölkerung erst mal evakuiert! Ein großes Unrecht!

Wir kamen dann im Februar nach Litzmanstadt, in verschiedenen Lagern untergebracht, dann nach Pinne und Kosten. Immer mit mehreren Familien in einem Raum, Jung und Alt beiderlei Geschlechts, meistens mit Stockbetten ausgestattet. Es war eine schreckliche Zeit. Vor allem die Hygiene blieb auf der Strecke. Im Ganzen waren wir acht Monate in verschiedenen Lagern.

Im Mai 1941 bekam dann mein Vater eine Lehrerstelle zugewiesen. In einem kleinen Dorf, wo die Kinder von der ganzen Umgebung unterrichtet werden sollten, 6

bis 7 Abteilungen mit nur einem Lehrer! In der alten Heimat waren meist 6 bis 7 Lehrer mit über 300 Schülern, alle aus einem Ort und hier dieses! Erst nach über einem Jahr bekam Vater endlich eine Schullehrerin zugeteilt, da wurde es etwas leichter.

Die Bauern wurden nach und nach in den verschiedenen Dörfern untergebracht. Oft sind die Polen aus ihren Häusern morgens rausgeholt worden und tagsüber schon die ersten Neusiedler Deutsche in die Häuser gebracht werden. Das war für viele so schrecklich, dass einige sogar in den Selbstmord getrieben wurden.

Ich habe diese neue Lage nur sehr schwer verkraftet. Da die Leute sehr zerstreut untergebracht wurden, war nun die ganze Dorfgemeinschaft dahin. Wo waren meine Freunde, meine Kameraden? Ich hatte großes Heimweh! Im Sommer durfte ich mit einer Mädchengruppe nach Ostpreußen auf Wanderschaft gehen – aus unse-

rem Ort war nur ein Mädchen dabei, es war dennoch eine schöne Kameradschaft. Im Herbst kam ich dann in eine Hauswirtschaftsschule. In meiner großen Freude konnte ich noch sechs Mädchen aus meiner Heimatgemeinde begrüßen. Das war manchmal eine schöne Zeit und allmählich hat man sich mit der neuen Situation abgefunden. Meine Schulleiterin hat mich dann für eine Weiterbildung empfohlen und so konnte ich mich weiterbilden und kam dann nach Beendigung als Wirtschaftshelferin in eine Hauswirtschaftsschule. Mit der Leiterin und einer Kollegin durfte ich dann in einigen Fächern unterrichten, was mir viel Freude gemacht hat. Doch dem allen wurde ein Ende gemacht, als der Russe immer näherkam und wir zuletzt alle fliehen mussten.

Wie es Elfriede Geske auf ihrer Flucht 1945 erging, erfahren Sie in der nächsten Ausgabe des Mitteilungsblattes.

„Halupsi!“ – Als wir Duft erbten

LUCIE NEUMANN, LEONBERG

Halupsi! Ich muss es nur hören, sofort hüllt mich der Duft von Kraut mit weißen Flügeln und prallgelben Kartoffeln ein, winzige Fettaugen tanzen im tiefen Teller, ein schwarzer, gusseiserner Topf glüht auf dem Herd und benetzt jede Sekunde der Erinnerung: Der Duft blieb nie nur in der Nase, er war ein „Ganzkörperereignis“ und auch jetzt öffnet sich eine ganze Welt vor meinen Augen – damit haben sie uns gekriegt, uns Kinder. Bis heute, 50 Jahre später. Das blieb, die Kulinarik, mit nur wenigen teilbar – und das ist gut so. Dann bleibt mehr für uns. Die Kulinarik, nicht die olle Heimat, die vor Wehmut verzerrte Gesichter über uns schweben liess.

Wir wollten nichts wissen von der alten Heimat, von den großen Verlusten, wie alle immer betonten, vom Gut der Eltern – nunja, damit habe ich als Kind schon gern angegeben: Mein Opa hatte ein Gut! Ernst hob ich den Kopf, die Lippen ein dünner Strich, ja, Opa war Gutsbesitzer! Von meinen Freundinnen scherte sich niemand darum. Aber ich, ich wusste davon und verteidigte meine Erinnerung, wann immer es nötig wurde.

Wann wurde es nötig? Wenn der Sommer in die wilde Hitze einmündete, wenn die Sonne brannte, wenn das weiße Leintuch vor der Balkontür im Wind schlug und über einen Kilometer hinweg das Freuden-geheul aus dem Freibad bis ins Wohnzimmer drang. Dann schnarrte unablässig das Telefon, dann quasselten die Eltern endlos, dann waren sogar Telefonkosten egal:

Denn das Bessarabiertreffen kündigte sich an! Und Besuch, jede Menge Besuch, wann wer mit welchem Auto kommt und fährt und bleibt oder auch nicht. Mein Vater mit seiner großen Familie, sie reisten aus dem Hohenlohischen an. Luftmatratzen wurde vorgeräumt, sie rochen nach Gummi, mischten sich in den Küchenduft.

Plötzlich waren alle furchtbar beschäftigt: Schluss mit Rockzipfel und Kinderspiel. Bessarabiertreffen! Plötzlich war alles seltsam fern und fremd und entrückte mir meine Mutter. Sie war nicht mehr länger Mutter – plötzlich hüpfte sie wie ein Reh durch die kleinen Räume des bessarabischen Häuschens, wedelte mit ihrer weißen Schürze, lachte und schwitzte und wirbelte, als sei die Küche eine Bühne. Mutters Gesicht glänzte bis zu den blonden Locken der Dauerwelle, mein Vater hantierte mit allerlei Gerätschaften, einer Ahle, weil noch ein Loch in den neuen Gürtel fürs „Bessarabiertreffen“ gemacht werden musste, eine Ahle. Ich hatte Mühe, meine Puppen in Sicherheit zu bringen, ein wildes Durcheinander hatte unsere Tage erfasst: „Wann kommen sie?“ „Und die Hessen?“ wisperten die Erwachsenen, die eher wie Spielgefährten wirkten. Aber nicht waren. Ich ging in Deckung, redete mir die Zeit schön mit dem Gut meines Großvaters. Stelle mir Pferde vor. Pferde, Pferde hatte ich mir gemerkt. Ich blieb auf dem Balkon, denn alles andere war belegt. Anfang August = Ausnahmezustand. So habe ich die Bessarabiertreffen abgespeichert.

Ich fand das schrecklich. Und noch schrecklicher: der Killesberg. Halle 6, die

größte. Es ging nicht ohne Tränen von-statten: Die blöden, weißen Baumwollkniestrümpfe waren rack – gleichwohl hübsch mit ihrem Lochmuster, zugegeben; schwarze Lackschuhe, die drückten; ich erstritt wenigstens mein Lieblingskleid, weiß-rosa gewürfelt mit winzigen Täschchen, in die ich völlig verdreht – trotzig – die Hände steckte. Weiter Rock, der Luft zufächelte, immerhin. Meine Schwester hatte sich rechtzeitig einen Freund angeschafft, damit sie nicht mit-musste. Ich, Knirps, musste mit: in diese heiße Halle, in den Lärm von tausend unbekanntenen Stimmen, alle über mir, konnte nichts sehen, ein Gerenne, Lautsprecher-durchsagen, eben hatte ich das Lesen gelernt, aber was ist Sarata? Mir war ohnehin noch schlecht von der Fahrt zum Killesberg, es war heiß, ich musste spüren – grässlich: Bessarabiertreffen!

Konnte mir gestohlen bleiben, ich nörgelte und meckerte so lange, bis sich jemand fand, der mit mir in den Killesbergpark ging: Bähnle fahren. Da war wenigstens alles auf meiner Augenhöhe. Das Bessarabiertreffen konnte mir gestohlen bleiben, sogar das Eis im Park. – Ich war drei Tage lang beleidigt mit dem Rummel um mich herum.

Versöhnung gab es mit Halupsi! Die dicke Tante Herta war die Göttin der Krautwickel. Sie fuchtelte mit einem großen Löffel zwischen den Gästen herum, dirigierte sie kraft ihres Göttinnenstatus in die eine oder andere Ecke, zwang sie zum Sitzen und zum Essen. Ich durfte als einzige in der winzigen Küche bleiben, hockte auf



Die bessarabische Küche hält allerlei köstliche Düfte bereit. Hier in der Küche eines bessarabischen Bauernhauses.

Foto: Archiv Heimatmuseum



Levkojen: Der Duft der Heimat?

Foto: Kurt Stüber, Wikimedia Commons

einem knarrenden Küchenstuhl, baumelte mit den Füßen und tunkte die Finger in die duftende Sauce, wenn sie in eine andere Richtung fuchtelte. Wenn sie länger nicht hinsah, schnappte ich mir noch einen Fetzen vom Kraut, lecker. Und ein Stück Weißbrot, krümel, krümel. Die dicke Tante Herta war ganz in ihrem Element, sie vergaß sogar, mit ihrer Schwester zu streiten, mit der dürren Tante Alma – im Normalfall schrien sie sich an.

Aber nicht in der Küche. Dort hatte die dürre Tante Alma nichts verloren. Mir war das recht, ich mochte sie nicht, nur meine dicke Tante Herta, die mich in Schutz nahm, wann immer es nötig war. Wie gesagt: Göttin, in jeder Hinsicht. Sie backte auch „Fasnedsküchle“, fettriefende Fasnachtsküchle. Und Butter-S. Logisch, nicht im Sommer zum Bessarbiertreffen, aber das Wort, nur das Wort, allein das Wort „Halupsi“ transportierte den Geruch von den mürben Leckereien, obwohl sie nicht da waren. Halupsi war Sinnbild und Ausdruck einer ganzen Welt voller großartiger Düfte, auch die eingelegten Tomaten vermittelten sich darin, die salzig eingelegten Tomaten, die – osmotisch prall – darauf lauerten, einem beim ersten Bissen ins Gesicht zu spritzen. Man konnte sie nicht essen, ohne darin gebadet zu werden. In Halupsi war aber auch die Kunst der Knödel drin, wie sie im Wasserdampf gegart wurden, wehe, sie wurden zu früh aufgedeckt. – Nicht, dass ich nicht mehrere Versuche unternommen hätte, das Geheimnis der Knödel zu lüften – samt Deckel.

Aber meine Mutter wachte mit Argusaugen darüber. Dann kam der große Moment, die dicken Leiber wurden aus dem Wasser gehoben und auf den Tisch gesetzt, sie sahen aus wie kleine Wale. Dann kam der Bindfaden zum Einsatz: 2-cm-Scheibchen wurden mit andächtiger Stille abgetrennt, jede Schnittkante

verzog beleidigt den Schlund, aber es half ihnen nichts: butterweich und superfluffig, wie das heute heißt, krönten sie die Teller. Hefeknödel? Wahrscheinlich Hefeknödel, aufregende Hefeknödel. Man sah der Mama die Erleichterung an, wenn sie gelungen waren.

Wenn sie nicht gelungen waren, dann hockten sie vorwurfsvoll und bucklig auf dem Tisch. Warf sie sie in den Abfall? Wohl kaum. Aber sie wurden schnell versteckt, Schande lag in der Luft.

Was Halupsi nicht transportierte? Mammilig – eine einzige Superpampe ohne jeden Geschmack. Wie es dieses Gericht überhaupt in die Neuzeit geschafft hat, das ist mir ein Rätsel, Polenta klingt besser, aber es bleibt Maisbrei, schauerlich, eine Strafe. Es war wohl ursprünglich als Trainingsgerät für Oberarme gedacht, die Pampe wog von Anfang bis Ende schwer, kiloschwer. Oder die Platschinten mit Kürbis – schnell weg, nix wie weg. Sie schmeckten wie Pappendeckel aus der Druckerei meines Vaters, böswillig an uns verschickt. Vermutlich ging es uns allen so, denn sie starben schnell aus.

Zmal grausslig: 50mal großartig: guter Schnitt für die Kulinarik der Bessarabier, oder?

Schtrudla, kaum auszusprechen. Es knackte, wenn sie vom Boden des Topfs gekratzt wurden, fast schwarz, aber lecker – wenn dann die Sauce aus gekochten Kartoffeln und Tomaten anrückte, sich lasziv über die blonden Schrudla hermachte, ein Ereignis. Dazu gab es fein geschnittenen Endiviansalat mit weißer Sauce. Wieso schmeckte sie so göttlich? Nie wiedergefunden. War das Joghurt, kannten wir anno 1966 Joghurt? Wahrscheinlich Sauerrahm, schwarze Pünktchen darauf, Pfeffer.

Pfeffer kauften die Eltern in Kilopacks, auch noch im hohen Alter. Gemahlene

schwarzen Pfeffer. Im Keller zeugt noch ein Paket davon. Von 2010. „Schlecht wird der ja nicht“ – lachte meine Mutter, als ich ihn ihr zeigte. „Und Tiere halten sich auch fern“. Recht hatte sie.

Braucht jemand Pfeffer, vielleicht nur ein paar Hundert Gramm?

Bei Halupsi denke ich auch gleich an gefüllte Paprika. Jaja, gibt es in jedem Kulturkreis, jaja, sicher doch. Aber nicht mit Reis, dessen Korn alle Beine von sich streckte. Das klingt verrückt, ich weiss. Aber es sah nunmal für mein siebenjähriges Auge so aus: Als hätten sie Füßchen. Und hier habe ich schon als Kind die Spur zu einem Geheimnis aufgenommen: Im Grunde waren das alles ganz normale Zutaten – aber in irgendeiner unbeaufsichtigten Minute muss meine Mutter in die Masse gespuckt haben. Oder etwas anderes Geheimnis getan haben. Nie mehr war es mir in all den Jahren später möglich, den Geschmack dieser Paprika nachzuahmen. Nie. Allerhand Gutes wurde gekocht, gefunden, entdeckt, fraglos, aber eben nicht die Paprika meiner Mutter. Ähnlich verhielt es sich mit dem Kartoffelsalat – man wollte sich hineinlegen und nie wieder aufstehen. Irgendwelche geheimen Kräfte wirkten da.

Es wäre hier endlos zu schreiben über diese besondere Geborgenheit in den Köstlichkeiten der Bessarabier – Stierum, Dampfnudeln, verkochte Kartoffeln – und übers Schaudern beim totgekochten Porree mit Rosinen: Welch ein Graus! Ich habe Jahre gebraucht, Lauch zu rehabilitieren. Maslenna! Auch nicht meine Lieblingsspeise: Schwarze Oliven hockten in einem riesigen Glas und stierten uns an, nachdem Opa losgeschaukelt war mit seiner rot-schwarz-karierten, trapezförmigen Einkaufstasche und den dicken Brillengläsern, wacklig die Treppen zum Ruckhaberle oder zum Konsum erklimmte.

Schafskäse kam so ins Haus, den mochte ich ganz gern. Und Halwa, Sesampaste, heute gilt das als Astronautennahrung – tonnenschwer.

Insgesamt überwog das Grandiose dieser Küche bei weitem. Erst viel später begriff ich, welcher Schatz da aus der Vergangenheit heraus wehte: Sie wussten so viel über Duftendes – und Dickmacher. Meine Mutter sagte immer, ich hätte eine ganz feine Zunge, solle probieren, was noch fehlt. Ich brüllte begeistert: „nix!“ Wir lachten.

Der Garten duftete, die Küche duftete und schwitzte unter der Tradition. Mit 93 saß meine Mutter mit ihrem weiß leuchtenden Haar auf dem Balkon und erinnerte sich an einen Duft aus ihrer Kindheit.

Kleine weiße Blüten, abends geöffnet, sie nannten ihn „drhoim“ Abendduft. Ich recherchierte nach allen Regeln der Kunst, konnte ihn aber nicht finden, nicht hier, nicht dort. Mediterranes Gewächs, kein *Silene italica*, Leimkraut, auch nicht die 30 anderen Ideen passten. Ich wollte ihr diesen Duft schenken, damit ihre Erinnerung – auch hier – eine Heimat hat.

Als sie starb setzte ich einen Bauernjasmin in den Garten. War das der Duft, den sie suchte? Ich recherchierte weiter, viele weiße Blüten zogen an meinem Auge vorbei. Und dann fand ich durch bessarabische Freunde endlich den richtigen Duft: Levkojen. Sie ranken jetzt im Sommer vergnügt an den Weinstöcken hoch.

Sie erinnern mich an sie, nicht an Halupsi. Und sie erinnern mich an andere Wohlgerüche meiner Heimat – sie hatten ein Stück verpflanzt, in uns gepflanzt. Es ist ein Schatz, genießen wir ihn.

In diesem Sinne: wohlbekomm's.

Moooment! Schneeballen, Schneeballen wünscht sich meine Schwester von mir zu Weihnachten. Ja, es gibt einen Trick, damit sie wirklich Schnellballen sind und bleiben und alle am Tisch nach dem allerletzten Tröpfchen und Stückchen gieren. Ja, meine Mutter gab mir den Trick mit, für alle Zeiten. Oh, Schneeballen ... Mehr als lecker, eine Heim-Suchung. – „Wo bleibt der Nussschnaps?!?“ fragen meine Leser – und Gäste. Später, später vielleicht ...

Ein Bessaraber aus Santa Barbara in Kalifornien – Teil 3a



Teil 2 finden Sie im Mitteilungsblatt Januar 2021, S. 4f.

WINAND JESCHKE

Im Teil 2 beschreibt Winand, wie er sein Schulleben erlebte, was ihm zum Leben im Warthegau wichtig war, wie er seine Umwelt erlebte und gibt Einblicke, wie Haus und Hof bewirtschaftet wurden. Die Fakten zur Historie bindet er aus seiner Sicht ein.

Im Folgenden berichtet er über die Flucht aus dem „Warthegau“, schildert das Kriegsgeschehen, wie er es als Junge sieht. Aber es wird uns auch aufgezeigt, wie Kinder sich Freiräume suchen, auch wenn sie manchmal gefährlich waren.

Manch einer der Älteren, wir kennen solche Erzählungen vom ältesten Bruder, wird sich erinnern.

Alle Angaben, Daten und Ortsnamen wurden von Winand so angegeben.

Egon und Helga Sprecher

Die Flucht aus Polen und das Ende des Krieges

Im Dezember 1944 kam die russische Front vorläufig an der Weichsel zum Stillstand. Es wurde nun schon Januar 1945, und der Flüchtlingsstrom schien von Tag zu Tag hektischer zu werden. Wir hatten ein Radio im Haus, das auf Batterie lief. Alle drei Wochen musste die Batterie aufgeladen werden. Mein Onkel Otto Mann [Kriegsversehrter] war durch das Radio scheinbar gut informiert, denn er sagte mir Mitte Januar 1945, dass wir vielleicht auch bald wegmüssten, und dass die Russen schon einige Brückenköpfe auf der Westseite der Weichsel hatten. Es sei nur noch eine Frage der Zeit, wann die Russen weiter westwärts rollten.

Am 19. Januar 1945 am Abend sagte er uns, dass am Radio gemeldet wurde, dass die Russen durchgebrochen seien und nur

noch 100 km östlich von Posen entfernt seien. Wir durften noch nicht weg, weil für uns noch kein Befehl zum Räumen da war. Am Abend des nächsten Tages, am Samstag, den 20. Januar, kam ein ehemaliger deutscher Major, der den Gutshof nebenan von uns verwaltete, mit einer Schrotflinte auf dem Rücken zu uns und sagte, dass der Befehl gekommen sei, dass wir am nächsten Morgen um 10 Uhr mit den anderen Flüchtlingen auf der Straße sein müssten. Er meinte, wir würden nur ein paar Wochen fort sein, bis die Russen wieder zurückgetrieben wären. Keiner glaubte es. Mein Onkel Otto sagte uns nachher, dass der Krieg in drei Monaten vorbei sein werde. Meine Mutter und Großmutter, Mutters Seite, packten die ganze Nacht und luden dies auf den offenen Pferdewagen.

Onkel Otto hatte vom Volkssturm Befehl erhalten, zurückzubleiben, und so musste meine Mutter versuchen, einen anderen Fahrer zu finden, der dann auch die Pferde versorgen konnte. Sie bat Josef Ruta, der bisher auf unserem Hof gearbeitet hatte, mitzufahren. Sie versprach ihm den dicken Pelzmantel von meinem Vater, 100 Mark, die drei Pferde und den Wagen, mit dem wir jetzt fahren wollten. Er willigte ein, und am Sonntag, den 21. Januar 1945, um 10 Uhr vormittags, bei Eis und Schnee und minus 20 Grad Kälte zwängten wir uns auf die schon überfüllte Straße und rollten in südlicher Richtung, um dem russischen Frontkeil aus dem Wege zu gehen. Um 22 Uhr, nach 24 km, hatten wir Rackwitz erreicht und hofften, dass meine Tante Christine, meines Vaters Schwester, noch auf ihrem Gutshof zu finden. Aber sie war mit ihren zwei Töchtern auch schon unterwegs. Ihr Haus war voller Flüchtlinge. Hier trafen wir Tante Emilie,

meines Vaters jüngste Schwester, mit ihren drei Kindern und noch ein paar andere Familien mit ihren Pferdewagen aus demselben Dorf. Ihr polnischer Fahrer und unsrer, Herr Ruta, kannten sich gut von früher, wenn Josef Ruta uns mal am Sonntag mit der Kutsche nach Neupress zu Tante Emilie brachte oder sie mal zu uns kam. Auf der Sieben-km-Strecke dauerte es nicht allzu lange, zu uns zu gelangen. Von hier an blieben unsere Wagen im selben Treck. Von Rackwitz ging es am nächsten Morgen weiter in südwestlicher Richtung. Wir wussten nicht, wie die Ostfront jetzt verlief. Alles drängte in Richtung Westen. Verkehrsstauungen waren alltäglich. Es ging oft nur im Schrittempo vorwärts, wenn wir nicht überhaupt standen, bis der Verkehr sich etwas lockerte.

Am Nachmittag des fünften Tages, Donnerstag, den 25. Januar 1945, überquerten wir eine Oderbrücke bei Crossen, Schlesien. Auf der Westseite der Oder war alles von Flüchtlingen überflutet, und jeder strebte westwärts. Hier machten wir kurz Rast, dann ging es weiter bis in die Dunkelheit hinein, und bis wir anhielten, um in einem Dorf zu übernachten. Unser polnischer Fahrer Ruta und der Fahrer von Tante Emilie blieben uns treu. Manche polnischen Fahrer sind nachts verschwunden, und am nächsten Morgen mussten die Frauen sehen, wie sie mit ihrem Gespann weiterkamen. Das stellte sich oft als großes Problem dar, zumal viele Frauen nicht wussten, wie mit Pferd und Wagen umzugehen. Die deutschen Männer waren fast alle im Krieg, und hier auf dieser großen Flucht waren es vor allem Frauen, Kinder, Greise und so mancher polnische Fahrer.

Mit Übernachtung und Verpflegung auf dieser Flucht war es nicht großartig, aber

man schlug sich irgendwie durch. Der Leiter der Wagengruppe sorgte dafür, dass jeder in seinem Treck am Abend etwas Warmes zu Essen bekam. Es war kalt, und zuweilen schnaute es auch. Die Bewohner der Dörfer, in denen wir übernachteten, taten ihr Bestes, um die vielen Flüchtlinge, die täglich durchkamen, zu bewirten. Sie wurden von den Massen der Flüchtlinge sozusagen überschwemmt. Es wurde mit der Zeit zu viel, um alle zu bedienen. Es war schon schlimmer, als es bei uns im Warthegau gewesen war. Jeder Raum, jede Stallung wurde gebraucht, um Leute unterzubringen. Die Pferde und Wagen blieben jetzt über Nacht im Hof. Ich kann mich noch gut entsinnen, als wir an der Spree waren, gab es in einer Futterküche für Schweine einen Kochtopf voll Pellkartoffel auf den Tisch gestülpt, und ein kleines Näpfchen mit Specksauce, und wir labten uns an dem köstlichen warmen Essen. Nachher schliefen wir irgendwo im Stall auf Stroh. Am nächsten Morgen gab es gewöhnlich wieder etwas Warmes zum Frühstück; Pellkartoffel und Specksauce. Für den Tag hatte meine Mutter ein paar Stullen Brot zurechtgemacht. Beim Morgengrauen standen wir auf, und nach dem Frühstück ging unser Treck gleich weiter. So ging es wochenlang. Wenn der Himmel am Tage bewölkt war, konnten wir meistens ungestört auf der Straße fahren, obwohl es zuweilen sehr langsam vorwärtsging. Wenn der Himmel aber klar war, hörte man oft das Geräusch von Bombern und Jägern über uns. Je mehr wir in Richtung Berlin fuhren, umso häufiger wurden die Fliegeralarme. Es ging mal in Richtung Jüterbock, dann wieder in Richtung Luckenwalde, und so wanderten wir hin und her, um irgendwo unterzukommen. Aber jedes Gebäude war schon bis auf den letzten Platz belegt. Es wurde sehr schwierig, eine Bleibe zu finden. Wenn keine Unterkunft gefunden wurde, ging es bei Mondschein bis zum nächsten Ort weiter. Es ist auch mal vorgekommen, dass wir auf freier Strecke übernachteten. Eine unendliche Zahl von Flüchtlingen suchte jetzt einen Platz zum Bleiben. Wie ich später hörte, sollen um diese Zeit einige Millionen Flüchtlinge auf einmal vom Osten hergezogen sein. Einmal kamen wir am Tage durch eine Stadt mit Namen Wünsdorf. Hier war Fliegeralarm, und wir mussten in den Luftschutzkeller gehen, aber nichts geschah. Die Bomber flogen nach Berlin weiter. Ein paar Tage später, als wir schon in der Nähe von Berlin waren, hörten wir aber, dass Wünsdorf von amerikanischen Bombern dem Erdboden gleichgemacht wurde. Wir hörten gleichzeitig, dass Dresden, das von Flüchtlingen überfüllt war, von britischen Bombern bombardiert wurde.

Ein Dach über dem Kopf – Kriegsgeschehen

Es war der 13. Februar 1945, als wir in Glienicke, einem Dorf 25 km südlich von Berlin angelangt waren. Hier wurde unser Treck aufgelöst, und unserer Familie wurden zwei kleine Dachkammern beim alten Ehepaar Magdeburg zugeteilt. Der untere Teil des Hauses war schon von der Familie Erdmann aus Neusalz, Schlesien, belegt. Unser polnischer Fahrer, Josef Ruta, durfte unsere drei Pferde und den Wagen beim Bauer Hannemann unterbringen und bekam dort auch eine Kammer zum Schlafen zugewiesen. Herr Ruta vermietete sich und die Pferde an verschiedene Bauern im Dorf, und so verdiente er sich gutes Essen und Futter für die Pferde. Die Verpflegung wurde knapp und für Lebensmittelmarken bekam man auch nicht mehr viel. Herr Ruta brachte uns manchmal eine Speckstulle nach seiner Arbeit, die meine Schwester und ich verzehrten. Er war wie ein Vater zu uns.

Hier waren jetzt die Fliegeralarme alltäglich, auch in der Schule. Die Schule fing um 8 Uhr an, aber um 10 Uhr war Fliegeralarm. Die Kinder rannten dann nach Hause, um in den Luftschutzkeller zu gelangen. Gewöhnlich dauerte es 20 Minuten, bis der letzte Bomber über uns hinweggeflogen war und seine Bomben über Berlin abgeladen hatte. Andere Kinder und ich standen öfter auf dem Hof und zählten die Bomber, die über uns hinwegflogen. Manchmal waren auch deutsche Jäger am Himmel. Man sah viele Dampfstreifen sich in Zirkel ziehen. Das Besondere, ein Flugzeug jagte das andere, und durch die große Höhe konnte man nicht erkennen, wer wen jagte, und dann kamen andere Dampfstreifen wellig auf die Bomber zu. So mancher Bomber ist dadurch zur Erde gefallen. Jemand sagte mir später, dass dies deutsche Düsenjäger waren. Die amerikanischen Geschwader kamen gewöhnlich aus einer südlichen Richtung. Um 14 Uhr geschah das gleiche. Bevor die Bomber fielen, sah man dünne Nebelstreifen von den ersten Bombern herabfallen, und oft ist bei uns auch fein in Streifen zerschnittene Aluminiumfolie wie Schneeflocken vom Himmel gefallen. Das geschah, um die deutschen Radargeräte durcheinander zu bringen.

Nach dem ersten Fliegeralarm waren schon Lücken in unserer Klasse. Manche Schüler hatten scheinbar keine Lust mehr zur Schule zu kommen. Man stelle sich vor: Der zusammengewürfelte Haufen von Flüchtlingskindern und Einheimischen aus Glienicke und Nunsdorf, in verschiedenen Altersstufen, in einem großen Klassenraum: nur eine ältere Frau als Lehrkraft, die jetzt die dritte, vierte und

fünfte Klasse unterrichtete. Die Disziplin unter den Kindern war nicht gut. Zwei bis drei Kinder mussten zusammensitzen, um in einem Buch zu lesen. Schreibpapier gab es nicht genug, und Schulaufgaben wurden keine mehr aufgegeben. Nach dem zweiten Fliegeralarm um 14 Uhr war gewöhnlich keine Schule mehr. Die Zeiten der Fliegeralarme änderten sich auch etwas. Am Tage waren es Amerikaner und nachts kamen die Briten. Nach Beginn der Dunkelheit, zwischen 20 und 22 Uhr, war wieder Fliegeralarm. Jetzt waren es Engländer. Bevor die Bomben fielen, warfen sie erst kleine Lichter als Markierung ab, in der Form von Christbäumen. Der Himmel hing voll von diesen „Weihnachtsbäumen“, bevor die Bomben fielen. Wir standen oft draußen, wenn keine Flak schoss, und betrachteten diese tolle Erscheinung, bei der jede seine eigene Farbe hatte, grün, rot, gelb oder weiß. Um 2 Uhr war wieder Fliegeralarm mit den gleichen bunten Lichtern. Und so ging es jeden Tag und jede Nacht bis fast zu den letzten Tagen des Krieges.

Anfang März tauchte plötzlich mein Onkel Otto auf. Durch Zufall sah er meine Schwester auf der Straße spielen, und somit hatte er uns gefunden. Der Volkssturm hatte ihn noch über eine Woche in Langenbrück zurückgehalten. Aber als die Russen nahe kamen, ließ man ihn gehen. Er war nun bei Kälte sechs Wochen lang mit dem Fahrrad unterwegs, um uns zu suchen. Mit einer durch den Frost schwer angeschlagenen Lunge kam er bei uns an. Er legte sich sofort ins Bett, und er hat sich nie wieder erholt.

An einem Nachmittag im April gingen der 16jährige Dieter E. und ich als 12jähriger einige hundert Meter zum Dorf hinaus. Er erklärte mir, was für Schaden die vielen Phosphor-Brandbomben, die an der Straßenseite herumlagen, machen könnten und dass man sie nicht mit Wasser löschen, sondern nur mit Sand ersticken kann. Die Abenddämmerung brach herein, und wir schickten uns an, heimwärts zu gehen, als plötzlich die Alarmsirene anging. Um diese Zeit war normalerweise kein Fliegeralarm. Dieter sagte mir, dass die Bomber erst in zehn Minuten da sein würden, und so würden wir es noch gut bis nach Hause schaffen. Aber in der nächsten Minute hörte man schon das tiefe Summen der Bomber am Himmel. Sie flogen direkt über uns, und die deutsche Flak schoss aus allen Rohren. Am Himmel sah man viele Blitze der explodierenden Flakgranaten, und die Splitter fielen wie Hagel um uns herum. Wir rannten um unser Leben, um ins Dorf zu kommen. Vor unserem Haus war ein kleiner Dorfplatz mit einem kleinen Feuerwehrhaus und einem Baum davor. Wir quetschten uns an den Baumstamm, um Schutz vor

dem Hagel zu finden. Nach einigen Sekunden rannte Dieter weiter zu unserem Haus hinüber, ich war nun alleine. Kurz nachdem Dieter das Haus erreicht hatte, kam meine Mutter heraus und rief: „Winand, Winand, komm schnell herein, du schaffst es, komm schnell!“ Aber ich war wie gelähmt vor Angst. Die pfeifenden Granatsplitter fielen immer noch um mich herum. Dann ließ der Hagel etwas nach, ich rannte die letzten 35 Meter zu

unserem Haus und war im Luftschutzkeller in Sicherheit. In diesen vergangenen Minuten fühlte ich in mir den Gedanken, dass ich vielleicht meine Mutter nicht mehr sehen werde. Der Schrecken war unbeschreiblich.

Nachdem die russischen Panzer am 23. April 1945 durch Glienicke rollten, sahen wir keine Bomber mehr am Himmel.

Seit wir Mitte Februar in Glienicke angekommen waren, hatten wir endlich ein

Dach über dem Kopf. Wenn es auch nicht gerade Luxus war, war man doch froh, nicht mehr auf der Straße zu sein, denn da zogen noch immer unzählige Flüchtlinge durch auf der Suche nach einer Wohnung. Um diese Zeit war es noch verhältnismäßig kalt, und es schneite auch noch manchmal.

Die Fortsetzung von Teil 3 folgt in der nächsten Ausgabe des Mitteilungsblattes.

Die Mühle in Fürstenfeld

BRIGITTE BORNEMANN

Fürstenfeld II ist der Geburtsort meiner Mutter. „Die Mühle ist immer noch in Betrieb“, wurde mir erzählt, als ich mich im Jahr 2011 als neu gewählter Beisitzer im Vorstand des Bessarabiendeutschen Vereins stellte. Die Mühle in Fürstenfeld war also etwas Besonderes, und bei meiner ersten Bessarabienreise im August 2013 suchte ich sie auf, gemeinsam mit meinem Mann und dem von Herrn Kelm vermittelten Fahrer, der die Lage zwischen den Dörfern Fürstenfeld I und II kannte. Das Geburtshaus meiner Mutter stand nicht mehr, und so hatten wir Zeit für die



Die Ölmühle in Fürstenfeld war im Jahr 2011 noch in Betrieb. Im August 2013 fanden wir sie verlassen vor.

Foto: Hans-Joachim Esser (2013)

Mühle. Wir streiften um das alte Gemäuer herum, nachdem wir den dichten Busch durchdrungen hatten. Hier war schon lange kein Mensch mehr gewesen. Ein Fenster stand offen, der dunkle Raum dahinter war anscheinend das Büro gewesen, Papierzettel lagen herum, durcheinandergewirbelt vom Wind. Von dem Walnussbaum daneben habe ich eine herabgefallene Nuss aufgesammelt und als Andenken mit nach Hause genommen.

Die Geschichte fiel mir wieder ein, als ich im Dezember 2020 mit Evelina sprach, einer Redakteurin des Moldauischen

Fernsehens. Unser Reiseleiter und Dolmetscher Vladimir Andronachi hatte bei seinem Besuch in Stuttgart den Kontakt hergestellt, per Skype auf seinem Handy hatten wir beste Verbindung. Evelina berichtete von der Fernsehserie „Unter einem Himmel“, die seit fünf Jahren beim Moldawischen Fernsehen läuft und in der die verschiedenen ethnischen Minderheiten Moldawiens portraitiert werden. Am 22. Oktober 2020 gab es eine Folge über die Deutschen in Ketrosi/Chetrosu. Eine bessarabische Landsmännin hatte davon gehört und sich mit der Frage an mich ge-

wendet, ob man eine deutsche Version des russischsprachigen Films bekommen könne. Dies wollte ich klären, doch das freundliche Gespräch mit Evelina weitete sich aus, und es kam die Idee auf, als nächstes im März 2021 einen Film über die Mühle in Fürstenfeld zu drehen.

Der Film über die Mühle in Fürstenfeld soll bis zur Geschichte der Dorfgründung zurückreichen. Auch ehemalige Bewohner Fürstenfelds oder ihre Nachfahren sollen zu Wort kommen. Ich werde mich also in den nächsten Wochen etwas umhören, wer noch von Fürstenfeld erzählen kann, und ob es noch Fotos gibt, die Umsiedlung und Flucht überstanden haben.

Leser des Mitteilungsblattes, die etwas zu Fürstenfeld beitragen können, melden sich bitte unter redaktion@bessarabien.de.

Der erwähnte Film über die Deutschen in Ketrosi ist auf der Facebook-Seite des Moldawischen Fernsehens zu finden: <https://www.facebook.com/tvmoldova1/posts/4026283290734638>.

Ukraine aktuell

KARL-HEINZ ULRICH

„Socken-Quarantäne“ in der Ukraine

Den seit dem 8. Januar in der Ukraine geltenden Lockdown nennen die Menschen „Socken-Quarantäne“. Das erklärt sich aus der Struktur der Supermärkte. In ihnen kann man nicht nur Lebensmittel kaufen. Im selben Supermarkt gibt es auf derselben Etage auch eine Abteilung für

Kosmetik und Wäsche. In diese Abteilung aber darf man nicht, obwohl die Sachen im nächsten Regal stehen. Also muss man mit seinen kaputten Socken so lange laufen, bis die Quarantäne vorbei ist.

Nach Aussagen der Regierung sind neben Lebensmittelgeschäften nur Apotheken, Banken und Post geöffnet. Restaurants und Cafés sind geschlossen, an Neujahr waren sie alle geöffnet. Kleinere Unternehmen dürfen nicht arbeiten. Kleine Re-

paraturwerkstätten sind auch geschlossen. Dagegen haben viele Kleinunternehmer protestiert, weil sie für ihre Geschäftsräume Miete und Steuern bezahlen müssen, auch wenn sie geschlossen sind. Die Regierung hat daraufhin versprochen, jedem Unternehmer etwa 200 Euro einmalige Hilfe zu leisten. Dafür müssen aber verschiedene Bedingungen erfüllt werden. Es werden wohl nur wenige in den Genuss des Zuschusses kommen.

Impfungen für die einfachen Menschen in der Ukraine in weiter Ferne

Nach Zeitungsberichten versucht die ukrainische Regierung irgendwelche Vakzine zu kaufen. Aber allem Anschein nach haben die einfachen Menschen in diesem Jahr keine Chance auf eine Impfung. Chinesische Produkte sind allem Anschein nach für die Ukraine nicht gut genug, weil sie laut Massenmedien nicht so effektiv sind, wie der Impfstoff von Pfizer. Russland hat der Ukraine ihr Produkt „Sputnik“ angeboten und ist sogar bereit, die Technologie zur Produktion des Medikaments in der Ukraine zur Verfügung zu stellen. Der Impfstoff könnte somit in einer Fabrik in Charkow hergestellt werden. Aber man möchte kein Produkt von Russland kaufen.

Dafür wurde aber bekannt, dass sich bereits 140 Personen, Politiker, Beamte und Geschäftsleute, mit dem Pfizer-Impfstoff haben impfen lassen (Stand Mitte Januar 2021). Dabei wurde das Vakzin von Pfizer

in der Ukraine noch gar nicht zertifiziert. Und darum dürfte diese Arznei ohne Genehmigung der entsprechenden Behörden noch gar nicht in die Ukraine eingeführt werden. Ein Flugzeug soll heimlich für diese Zielgruppe 26.000 Pfizer-Dosen ins Land gebracht haben. Als das bekannt wurde, haben sich die betreffenden Personen gegen die Angriffe in den Medien mit dem Hinweis auf ihre „besondere Wichtigkeit für das Land“ gerechtfertigt. Zudem meinten sie (zynisch), jeder sei sich schließlich selbst der Nächste und jeder könne sich den Impfstoff dort besorgen, wo er zu haben sei.

Lebenshaltungskosten steigen enorm

Die Versorgung der Bevölkerung mit Strom, Wasser und Gas liegt in den Händen weniger Oligarchen. Ab dem 1. Januar haben sie die Gebühren für die Benutzung dieser Leistungen um das Zwei- bis Dreifache erhöht. Der Gasversorger „Naftogas“ ist in der Ukraine ein staatliches Unterneh-

men. Dort sind die Kostensteigerungen darauf zurück zu führen, dass sich deren Leiter horrende Prämien genehmigt haben. Gegen die Gebührenerhöhung und die Sonderprämien protestierten die Einwohner vieler Städte. Daraufhin beschloss man, die Kostensteigerung wieder ein bisschen zu senken. Dabei wird immer nach dem gleichen Schema verfahren: zuerst wird der Preis für Strom, Wasser und Gas um das Dreifache erhöht und dann reduziert man ihn wieder um 30 %.

Man bedenke: so gut wie alle Häuser in den Städten werden mit Fernwärme beliefert. An den Heizkörpern in den Wohnungen gibt es aber keine Thermostaten, um die Zimmertemperatur zu regulieren. Über den Jahreswechsel und zu Weihnachten herrschten z.B. in Odessa frühlingshafte Temperaturen, so dass die Menschen die Fenster aufgerissen haben, weil es in den Zimmern zu warm war. Jetzt kann man sich vorstellen, was für eine Rechnung viele Leute demnächst dafür bezahlen müssen, dass sie die Umwelt gut geheizt haben.

„Für das Leben der Welt“

Eine neue Sozialethik der Orthodoxen Kirche

KARL-HEINZ ULRICH

Das gerade erst erschienene Dokument geht auf aktuelle soziale Probleme ein und will Christinnen und Christen dazu ermutigen, sich aktiv am gesellschaftlichen Leben und an der Lösungssuche für die sozialen und ökologischen Herausforderungen der modernen globalen Welt zu beteiligen. „Für das Leben der Welt“ ist keine Gesamtdarstellung der orthodoxen Soziallehre. Vielmehr will es eine Vorlage für einen ernsthaften Dialog mit allen anderen Kirchen, Religionen und der modernen Gesellschaft sein.

Überblick

Vor 20 Jahren, zehn Jahre nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, bestand die Gefahr des Zerfalls des Landes. Die russisch-orthodoxe Kirche (ROK) sah sich in der Pflicht, für die Menschen in ihrem Land grundlegende sozialethische Maßstäbe aufzustellen.

Das damals veröffentlichte Dokument „Grundlagen der Sozialkonzeption der ROK“ (GSR) war von großer gesellschaftlicher Aktualität. Es behandelte Themen wie gesellschaftliches Engagement der Gläubigen, Ehe und Familie, Alkoholmissbrauch und Drogensucht.

Jetzt, 20 Jahre nach dem damaligen Dokument, erscheinen inmitten der Corona-Pandemie die Vorschläge zu einem

Sozialethos des Ökumenischen Patriarchats der Russisch-Orthodoxen Kirche in einem veränderten Kontext. Sie sollen alle Orthodoxe auf der ganzen Erde ansprechen. Das Dokument heißt „Für das Leben der Welt“ (FLW).

LWF ist das Ergebnis eines langen und akademischen Diskussionsprozesses. Die internationale Arbeitsgruppe, die das Dokument ausgearbeitet hat, besteht aus bekannten Theolog/innen, die sich seit vielen Jahren intensiv mit den entsprechenden Fragen beschäftigen. Die meisten sind in Ländern tätig, in denen die orthodoxe Kirche eine Minderheitenkirche ist. Sie sind dadurch viel intensiver mit den jeweils aktuellen akademischen und gesellschaftspolitischen Themen befasst, dabei aber gleichzeitig von kirchlichen Strukturen weitgehend unabhängig. Überdies hat das Voranschreiten der Globalisierung das Ökumenische Patriarchat nicht unbeeinflusst gelassen.

Im Unterschied zum russischen Dokument (GSR) vor 20 Jahren hat FLW den Anspruch, für die gesamte Orthodoxie zu sprechen. Es bietet allen orthodoxen Gläubigen in der ganzen Welt die Grundlagen einer aktuellen und modernen Sozialethik. FLW überwindet die damalige Engführung auf die Probleme der russischen Gesellschaft. Es trägt der globalen Vielfalt der modernen Gesellschaften Rechnung, indem es die gesellschaftlichen Herausforderungen in den

unterschiedlichen Ländern konkret anspricht.

Vier Schwerpunktthemen behandelt das neue Dokument. Im Folgenden ein Vergleich der beiden Dokumente.

Kirche und Staat

Im russischen Dokument von vor 20 Jahren sieht die Kirche ihren Auftrag darin „die Welt zu erlösen“. Dieser Auftrag ist die Grundlage für ihr soziales Handeln in der Gesellschaft. Das dort beschriebene Verhältnis von Kirche und Staat ist für die ROK von zentraler Bedeutung. Nach byzantinischer Tradition hat die Kirche das Selbstverständnis, wesentlicher Teil eines „christlichen Staates“ zu sein. Da sie in der Realität aber nur Teil eines säkularen Staates ist, hat sie zu ihm lediglich ein wohlwollendes Verhältnis. Daher rührt die Skepsis der ROK gegenüber allen säkularen Staaten. Das betrifft auch alle demokratischen Staaten, wobei die Demokratie von ihr immer noch als die beste aller Regierungsformen angesehen wird. Im FLW gibt es kein ausdrückliches Kapitel über das Verhältnis von Kirche und Staat. Die Kirche wird bei ihr als eine gesellschaftliche Form inmitten der modernen Gesellschaft verortet. Dort soll sie vor politischer Vereinnahmung geschützt sein und sich unabhängig für das Gemeinwohl der Menschen in der Welt engagieren können. Das Dokument fordert daher

orthodoxe Christen weltweit auf, sich politisch zu engagieren. Unterstützt werden sollen demokratische Strukturen und Institutionen, die sich für die Menschenrechte, für friedliche Koexistenz und gesellschaftliche Pluralität einsetzen. Gewarnt wird vor der Gefahr „den christlichen Glauben durch die Nutzung politischer Macht voran zu treiben.“

Frieden und Krieg

In beiden Dokumenten werden Krieg und Gewalt als böse und als Ausdruck der menschlichen Sündhaftigkeit beschrieben. Daher ist es sowohl im individuellen als auch im nationalen Bereich zulässig, sich gegen Aggressoren zu wehren oder Unschuldige zu verteidigen. Dennoch ist gewaltsame Verteidigung nur unter dem „Vorzeichen der Liebe“ zulässig.

Im russischen Dokument findet sich noch das „westliche“ Konzept des „gerechten Krieges“. Demgegenüber schließt das jetzige Dokument FLW jegliche Anwendung von Gewalt als „gerecht“ oder „heilig“ für die Orthodoxie aus. Soziale Konflikte wie Rassismus, Hass, Rache oder Nationalismus können gesellschaftliche Konflikte und Gewalt hervorbringen. Verteidigung dagegen kann aber keinesfalls als „gerechter Krieg“ legitimiert werden. Daraus folgt auch die generelle Ablehnung der Todesstrafe. Im russischen Dokument wird sie durchaus noch als Mittel des Staates zur „Strafe und zur Besserung des Täters“ angesehen.

Frieden als soziales Phänomen kommt in beiden Dokumenten recht kurz vor. Bei FLW ist der Friede das Ergebnis, wenn Menschen und Staaten sich für gewaltlose Konfliktlösungen einsetzen und wenn der Staat Gesetze erlässt, die den gleichen Schutz für alle Gruppen in der Gesellschaft gewährleisten. Versöhnung und Vergebung, Diplomatie und Dialog spielen eine wesentliche Rolle für die Überwindung von Konflikten und zur Wiederherstellung bzw. zur Bewahrung von Frieden.

In diesem Kontext ist die ausdrückliche Würdigung orthodoxer Märtyrer zu verstehen, die in aktiver Ablehnung von Gewalt ihr Leben ließen.

Menschenrechte

Die ROK hatte in ihrem Grundsatzpapier 2008 eine führende Rolle bei der Diskussion um die Menschenrechte eingenommen. Das prägte später das Grundsatzpapier (GSR) von 2010. Dabei geht es um Fragen wie künstlerische Freiheit, Diskriminierung aufgrund sexueller Orientierung und Genderidentität. Das weltliche Verständnis von Menschenrechten wird toleriert, wird aber als eine gesellschaftliche

Abkehr von Gott verstanden. Nach Meinung der ROK ist es ein Rückschritt vom ursprünglichen, christlichen Verständnis von Menschenwürde. Daraus resultiert ihr Vorwurf gegenüber säkularen Staaten, dass Menschenrechte nur säkular gedeutet werden, wenn nicht mehr der christliche Glaube, sondern der sündige Mensch im Mittelpunkt steht. Das behinderte bisher jede Möglichkeit einer positiven Diskussion über Menschenrechte mit der ROK.

Die FLW sieht dagegen die säkularen Menschenrechte als positive Weitung des christlichen Konzepts von Menschenwürde. FLW spricht nicht mehr von Sündhaftigkeit des Menschen. Vielmehr geht es um ein Mehr an Würde, Freiheit und Ehre des Menschen. Dazu zählen in Konsequenz die individuellen Freiheitsrechte und die menschliche Sexualität.

Ökologie

Die ROK beschäftigte sich schon vor 20 Jahren mit diesem Thema. Seitdem ist auch in der gesamten Orthodoxen Welt das Bewusstsein für Fragen von Umweltschutz und Verantwortung für die Schöpfung gewachsen.

Beide Dokumente nennen die Verantwortung des Menschen für den Erhalt der Schöpfung als göttlichen Auftrag. Gleichzeitig erkennen sie spirituelle Defizite bei den Menschen, die zu einer massiven Gefährdung der Natur führen. Beide Dokumente weisen auf die Zusammenhänge von Ökologie, Wirtschaft und Konsum hin.

Das russische Dokument vor 20 Jahren forderte zur Überwindung der globalen Gefahren eine spirituelle Umkehr des Einzelnen. FLW nimmt darüber hinaus auch die Staaten und Gesellschaften als Ganzes in den Blick.

Zusammenfassung

Es gibt grundlegende Unterschiede zwischen beiden Dokumenten. Dabei spielt der jeweilige Zeitpunkt der Publikation eine maßgebliche Rolle. Das russische Dokument vor 20 Jahren hatte die gesellschaftliche Situation Russlands im Blick. Dort spielt/e die Kirche eine gesellschaftliche Rolle in einem säkularen, nationalen Staat. Heute geht es um die soziale Verantwortung der Kirche und des Einzelnen in ihrem Handeln in einer globalen, säkularen Welt. Während die ROK im Blick auf die Schöpfung und den Menschen eher eine pessimistische Sicht hat, vertritt FLW einen Schöpfungsoptimismus: der Mensch kann durch verantwortungsvolles soziales Handeln Positives bewirken.

Neu im FLW ist die Hinwendung zu Themen wie Armut, sexueller Missbrauch von Minderjährigen, Gemeinwohl, Ökumene und interreligiöser Dialog.

Erkennbar wird auch, speziell in den vielen Diasporakirchen, eine neue Form des Bewusstseins für globale sozialethische Fragestellungen. Die ROK musste sich bei ihrer gesellschaftlichen Monopolstellung damit noch nicht auseinandersetzen. Nach Auffassung von FLW gibt es durch Migration, Globalisierung und Diversifizierung von Gesellschaften keine geschlossenen gesellschaftlichen Räume mehr. Darauf reagiert das Dokument in überzeugender Weise. Es propagiert keinen Rückzug aus der säkularen Welt. Es stellt vielmehr eine Forderung auf: eine zukunftsfähige Orthodoxie muss ihren Platz in der säkularen Welt suchen und einnehmen, will sie durch ihr soziales Handeln von allen anderen gesellschaftlichen Gruppen als glaubwürdiger und verantwortungsvoller Partner angesehen und akzeptiert werden.

Der Monatsspruch Februar 2021

KARL-HEINZ ULRICH

Freut euch darüber, dass eure Namen im Himmel geschrieben sind.

Lukas 10,20

Es ist noch gar nicht so lange her, da haben wir zu Weihnachten gesungen: „Da ich noch nicht geboren war, da bist du mir geboren und hast mich dir zu Eigen gar, eh ich dich kennt erkoren. Eh ich durch deine Hand gemacht, da hast du schon bei dir gedacht, wie du mein wolltest werden.“

Gottes Geschöpfe von Ewigkeit her

Der Liederdichter Paul Gerhard knüpft hier an vielfältige Aussagen in der Bibel

an, die ausdrücken, dass Gott uns schon vor unserer Geburt gekannt hat. „Ehe ich im Mutterleib bereitet wurde“, heißt es beim Propheten Jeremia, „hattest du schon einen Plan für mich.“

Das ist ein sehr schönes Bild und ein sehr tröstlicher Gedanke. Gerade in Zeiten schier endloser Trostlosigkeit, in der so viele Menschen in abgeschotteten Pflegeeinrichtungen einsam, allein, verlassen an oder mit COVID-19 sterben, degradiert zu einer Zahl in der täglichen Statistik. In einer Zeit, in der immer mehr Menschen anonym bestattet werden, ohne Namen, ohne einen Platz, an dem man um sie trauern, sich an sie erinnern kann.

Diesem Trend, Menschen zur Bedeutungslosigkeit zu marginalisieren, steht

unser Monatsspruch im Wege. Wir widersprechen ihm bei jeder Taufe, wenn wir dem neuen Erdenbürger zusprechen „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Du bist mein, du gehörst zu mir.“

Geschrieben ist geschrieben

Diese Zusage bestätigt Christus in unserem Monatsspruch. Er sagt uns: verzage

nicht, hab keine Angst, sei zuversichtlich! Du bist kein Anonymus. Du bist mehr als eine Zahl in einer Statistik. Du bist kein Vergessener, keine zu Vergessende.

Wir gehören von Ewigkeit her, schon vor Erschaffung der Welt, an Gottes Seite. Mag auch Manches in unserem Leben dagegensprechen. Es bleibt unabänderlich: wir sind seine geliebten Kinder, Gottes geliebte Kinder. Wohin uns unsere Wege in unserem Leben auch geführt haben

mögen, ob wir IHN manchmal vergessen, an seiner Zusage gezweifelt haben. ER hat uns nicht vergessen. Er hat nie an uns gezweifelt. Immer wieder hat er uns zu sich gerufen.

Und wenn es an der Zeit ist und ER uns endgültig rufen wird, dann wird ER uns mit unserem Namen empfangen, den er schon immer gekannt, den er nie vergessen hat, weil er im Himmel unauslöschlich aufgeschrieben ist. Was für eine Freude!

Weihnachtsgeschenke für Hirtenheim



Die süßen Tüten sind etwas ganz Besonderes



Geschenketüten-Packen in Corona-Zeiten

ROBERT WEISS

Durch die aktive Hilfe des Wallers Robert Weiß, dessen Eltern ihre Wurzeln in Bessarabien hatten, gelang zusammen mit dem Ehepaar Lemke aus Fort Mohave in Arizona für viele Schulkinder in Hirtenheim (Bessarabien) eine vorweihnachtliche Spendenaktion.

Im Sinne einer humanitären Hilfe konnten sich die Schulkinder im Dorf jeweils über eine große Tüte mit Süßigkeiten freuen. Dies ist in dieser Region etwas ganz Außergewöhnliches.

Die Lehrkräfte sorgten für eine feierliche Übergabe der Präsente, die sie auch alle selbst verpackt haben.

Noch vor Weihnachten schickten die Schulkinder Bilder des Dankes nach Walle und in die USA.



Eine Weihnachtsüberraschung für die Kinder in Ciobanovka

Spenden

Der Vorstand des Bessarabiendeutschen Vereins dankt allen Spenderinnen und Spendern herzlich für die Zuwendungen, die unser Verein in den zurückliegenden Monaten erhielt. Mit Ihren Spenden helfen Sie uns sehr, unsere satzungsgemäßen Aufgaben einschließlich der Bessarabienhilfe in guter Weise durchführen zu können. Bitte bleiben Sie uns auch zukünftig verbunden.

Brigitte Bornemann, Bundesvorsitzende

Charlotte Fangmeier zum Gedenken

Arnulf Baumann

Charlotte Fangmeier gehörte der Generation an, die ihre ersten Lebensjahre noch in Bessarabien erlebt hat. Sie wurde als Tochter von Albert und Ella Heer 1934 in Arzis geboren, die später eine Landwirtschaft in Sarata übernahmen. Ihre Kindheit war von den Schicksalswegen der Bessarabiendeutschen bestimmt: An ihrem 6. Geburtstag, am 9. Oktober 1940, begann für sie die Umsiedlung, die zunächst in einem Umsiedlungslager in Böhmisches Kamnitz im damaligen Sudetenland endete, wo die Familie neun Monate zubrachte. Zur Ansiedlung kam sie in die Nähe von Kalisch im Wartheland, wo der Vater einen Hof zugewiesen bekam, auf dem er Gewächshäuser einrichtete, um vor allem Gemüse zu produzieren. Im Januar 1945 folgte die dramatische Flucht, bei der ihr Vater Anführer eines Trecks war. Er hatte eine Seite aus einem Atlas herausgerissen, um sich unterwegs orientieren zu können. Mit deren Hilfe konnte er eine Brücke über die Oder einen Tag vor ihrer Sprengung erreichen.

Die Flucht fand ihr glückliches Ende in dem Bauerndorf Barnstorf, das heute ein Ortsteil von Wolfsburg ist. Ein drei Wochen alter Bruder hatte unterwegs mit der Mutter in einem Krankenhaus zurückgelassen werden müssen, sie kamen aber schließlich auch in Barnstorf an. Der Vater hatte jedoch einige Wochen als Kriegsgefangener in der Sowjetischen Besatzungszone zu überstehen, obwohl er nicht Soldat gewesen war. Es gelang ihm, einen Hof in Hötzum bei Braunschweig zu pachten, später zu kaufen, dort ein Haus zu bauen und eine Landwirtschaft zu betreiben. Die Familie hatte vier Kinder, der älteste Sohn folgte dem Vater in der Landwirtschaft.

Charlotte Heer war die älteste Tochter und wurde noch im Wartheland eingeschult. Später besuchte sie ein Mädchengymnasium in Braunschweig und studierte an der damaligen Pädagogischen Hochschule Braunschweig, um Grundschullehrerin zu werden. In der Evangelischen Studentengemeinde lernte sie ihren späteren Mann Klaus Fangmeier kennen, der aus dem Sauerland stammte. 1958 heirateten die beiden. Drei Kinder wurden ihnen geboren, zwei Söhne und die Tochter Britta Kerstingjöhanner, die mir jetzt die notwendigen Auskünfte geben konnte.

Zunächst übte Charlotte Fangmeier ihren Lehrerberuf aus, gab dies jedoch mit wachsender Kinderzahl auf. Stattdessen absolvierte sie eine Meisterprüfung als Hauswirtschafterin und konnte sich auf diese Weise nebenamtlich beruflich engagieren. Ihr Mann wurde ein bekannter Architekt in Braunschweig, der mit anderen zusammen ein Architekturbüro führte, das an vielen Projekten im weiten Umkreis beteiligt

war, etwa an der Stadthalle Osnabrück, dem Berufsbildungszentren Braunschweig, Kirchen und vielen Wohngebäuden und schließlich einem eigenen Wohnhaus in der Straße Am Rohrbruch im Stadtteil Querum, das ganz auf die Bedürfnisse der Familie zugeschnitten war. Ihr Mann engagierte sich auch im Kirchenvorstand, während Charlotte vor allem in kirchlichen Gesprächskreisen mitwirkte.

Relativ spät kam Charlotte Fangmeier wieder in engeren Kontakt zu anderen Bessarabiendeutschen, engagierte sich dann aber stark. Sie wurde Mitglied im Landesvorstand Nord und im Bundesvorstand von Hilfskomitee und Landsmannschaft, was viele Fahrten zu Sitzungen in Hannover und Stuttgart erforderte. Dabei erwies sie sich als kompetente und anregende Gesprächspartnerin. Insbesondere bei der Vorbereitung der Tagungen in Bad Sachsa und an anderen Orten brachte sie sich ein. Besonders in Erinnerung geblieben ist ihr Vortrag bei einem Bessarabiertreffen in Möckern bei Magdeburg über die Rolle der Frauen in Bessarabien. Auch engagierte sie sich für Hilfslieferungen für die heutigen Bewohner Bessarabiens, wobei ihr Haus zu einer Sammelstelle für Kleidung, Brillen, Medizin und anderes wurde, von wo aus diese Hilfsgüter mit von Professor Weishaar organisierten Sammeltransporten nach Bessarabien gebracht wurden.

In den letzten Jahren wurde es stiller um sie; ihre Gesundheit ließ nach. 2008 starb ihr Mann. Daraufhin zog sie 2010 in das einst von ihm entworfene Wohnprojekt „Hinter Aegidien“ im Zentrum von Braunschweig, wo wir sie noch einmal besuchen konnten. Ihr Aktionsradius war kleiner geworden und konzentrierte sich besonders auf ihre Kinder und fünf Enkel. Am 24.10.2020 ist sie ganz plötzlich und friedlich eingeschlafen.

Es bleibt die dankbare Erinnerung an eine kluge und warmherzige Frau, die zeitlebens von ihren Kindheitserinnerungen in Bessarabien und danach geprägt blieb und die sich auf vielfältige Weise für den Zusammenhalt unter ihren Landsleuten verdient gemacht hat...



Unser lieber Mann, Vater und Opa
ist von uns gegangen.

Rudolf Engelhardt

* 10.01.1924 † 25.12.2020
in Hoffnungstal

In Liebe und Dankbarkeit
nehmen wir Abschied.

*Deine Ehefrau Anna (geb. in Borodino)
deine Kinder Horst Engelhardt
und Gudrun Bechtel mit deinen Enkeln.*

*Der Tod ist das Ende des Lebens, Wendlingen, Dezember 2020
aber nicht der Liebe*

Mein geliebter Mann, unser lieber Vater,
Schwiegervater und Großvater

Horst Lothar Matt

* 04.08.1934 † 21.12.2020
in Sarata in Wendlingen

hat seine letzte Reise angetreten.

Er lebt in unseren Herzen weiter.

Gerlinde

Doris

Bernd, Andrea, Wolfgang und Franziska

Die Trauerfeier fand am Dienstag,
den 29.12.2020 in Wendlingen-Unterboihingen statt.

Besuchen Sie unsere Homepage:
www.bessarabien.de

Online-Redaktion

Administrator Heinz Fieß, homepage@bessarabien.de

Verspätet erfuhren wir vom Heimgang meiner Schwester

Carolina Hamaker geb. Serr

* 9. Oktober 1923 in Mangeapunar
† 20. März 2020 in San Antonio, Texas, USA

Die Beerdigung fand am 30. März
2020 statt auf dem Fort Sam Hous-
ton Friedhof, 1520 Harry Wurzbach
Rd, San Antonio, Tx.

Carolina Serr entstammte der ersten
Ehe unseres Vaters Nikolaus Serr
mit Emma Herd. Aus dieser Ehe
hatte sie vier Geschwister, aus der
zweiten Ehe des Vaters mit Lina
Guse weitere acht.

Nach dem Krieg lernte sie in Mainz-Gonsenheim den
US-Soldaten Lawrence P. Thibodeaux kennen. Sie hei-
rateten 1956 und gingen in die USA. Das Paar lebte bis
zur Scheidung 1975 in Texas. Sie hatten drei Söhne, der
Sohn Roy starb 1978 mit nur 16 Jahren.

1977 heiratete Carolina Harold E. Hamaker, der aller-
dings schon sechs Jahre später starb. In den letzten Jah-
ren waren ihre Enkel ihr eine große Freude.

Möge Sie in Frieden neben Ihrem geliebten Sohn Roy
ruhen.

Dein Bruder Helmut mit Familie



IMPRESSUM

Herausgeber: Bessarabiendeutscher Verein e.V., Florianstraße 17, 70188 Stuttgart, Bundesvorsitzende: Brigitte Bornemann, Tel. (07 11) 44 00 77-0, Fax (07 11) 44 00 77-20, E-Mail: verein@bessarabien.de; Internet: www.bessarabien.de

Redaktion: Anne Seemann, Telefon 0173 / 21 58 509 (Schriftleitung); Karl-Heinz Ulrich (Kirchliches Leben)

Anschrift für Beiträge per E-Mail: redaktion@bessarabien.de, per Post an Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben). Die Redaktion behält sich Kürzungen und Zusammenfassungen vor. Mit Namen gekennzeichnete Artikel stellen die Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion und des Herausgebers dar.

Preisliste für Anzeigen (auch Familienanzeigen) ist in der Geschäftsstelle des Vereins zu erhalten.

Vertrieb: Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben), Kündigung 4 Wochen zum 31. Dezember des laufenden Jahres möglich.

Druck und Versand: QUBUS media GmbH, Beckstraße 10, 30457 Hannover

Das Mitteilungsblatt soll jeweils am ersten Donnerstag eines Monats erscheinen. Das Jahresabonnement der Zeitung beträgt 42,- EUR,

Mitgliedsbeitrag (Jahr) 15,- EUR, beides zusammen 50,- EUR. Mehrpreis für Auslandsversand: Luftpost 11,- EUR

Bankverbindung: BW-Bank Stuttgart, IBAN: DE 76 6005 0101 0001 2870 42, BIC: SOLADEST600

STUTTGART